

**Sieger: Zollikon ist die beste Gemeinde der Schweiz**

Nummer 33 – 15. August 2019 – 87. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCH



## **Falsche Spiele in Zug**

Wie sich das Eidgenössische Schwing- und Älplerfest abhanden kam.

*Von Urs Paul Engeler*

## **Schweiz dreht nach links**

Polit-Geograf Michael Hermann über die Wahlen. *Von Erik Ebnetter*

## **«Merkel hat einen feinen Sinn für Humor»**

Der US-Botschafter in Berlin, Richard Grenell, über Donald Trump, Aufrüstung und den Weltfrieden. *Von Henryk M. Broder und Urs Gehriger*

4 194407 006904 33

# STIHL TIMBERSPORTS®

SWISS CHAMPIONSHIP 2019



✂ Allmend, Luzern ✂

17. / 18. August 2019



Besuchen Sie STIHL auch an der Forstmesse: Halle 2, Stand C02

f STIHL-TIMBERSPORTS.CH i

Seeanstoss ist begehrt, Ortschaften am Wasser haben fast automatisch das gewisse Etwas, das einer rundum verbauten Stadt fehlt. Im neuesten Gemeinderating der *Weltwoche* liegen die Bestklassierten alle an einem See. Gewonnen hat dieses Jahr Zollikon an der Zürcher Goldküste, vor Meggen am Vierwaldstättersee und der Stadt Zug. Aber interessant sind natürlich auch die Fragen zur Umgebung, in der man lebt. Wer wissen will, wie die eigene Gemeinde in diesem umfassendsten landesweiten Leistungsscheck abschneidet, findet in der Liste der *Weltwoche* genaue Angaben zu Lebensqualität, Arbeitsplätzen, Schulen, Sicherheit und anderen wichtigen Eigenschaften. **Seite 68**



**Überraschung:** Grenell, Broder, Gehrig (v.l.).

In Berlin nennen sie ihn einen «diplomatischen Totalausfall». Richard Grenell, 52, ist Trumps meistgehasster Botschafter weit und breit. Die Deutschen, die gerne den Ton angeben, sind in Rage, wenn der schneidige Emissär nur den Mund aufmacht. Als Henryk M. Broder und Urs Gehrig in Grenells Büro direkt am Brandenburger Tor vorsprachen, war wieder so ein Tag. «Botschafter Grenell droht Deutschland mit Truppenabzug», vermeldeten die Medien. Dabei habe er die Deutschen bloss daran erinnert, die Wehrkosten auf Nato-Norm zu heben. Wie meistens schossen die Medien übers Ziel. «Viele, viele Leute danken mir ausdrücklich, dass ich ehrlich und direkt bin.» Ebenso verzerrt sei das Bild über das Verhältnis zwischen Merkel und Trump. Die beiden verstünden sich hervorragend. «Es macht ziemlichen Spass, ihnen zuzusehen.» Es war nicht die einzige Überraschung, die der Paria-Diplomat parat hatte. **Seite 44**

«Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist»: Dieses Zitat von David Ben-Gurion, dem legendären Staatsgründer Israels, kam Redaktor Pierre Heumann in den Sinn, als er die erstaunlichsten Erfolge des jungen Landes niederschrieb. Die ersten Zionisten, die vor rund hundert Jahren ins damalige Palästina ein-

wanderten, fanden ein unwirtliches Land am Rand der Wüste vor, dessen Zukunft düster aussah. Doch Israel hat die widrigen Umstände überwunden. Ohne Wunder, aber mit Chuzpe und mutigen Initiativen, die von der Behebung der Wassernot bis zum Schutz vor Aggressoren im Cyber-Raum reichen. Von den Innovationen, die dabei entstanden sind, profitiert nicht nur Israel, sondern der ganze Globus. **Seite 50**

Sechs Frauen und ein Mann sassen im selben Zug zum Klimastreik nach Lausanne wie unser Reporter Roman Zeller. Ein Mädchen tippte auf ihrem Smartphone, auf dessen Rückseite der Sticker «Make love, not CO2» klebte. Bei der Place de la Gare angekommen, klang es weniger romantisch: «System change, not climate change», skandierten die versammelten 2500 Demonstranten, die sich am Ende des «Smile for Future»-Sommertreffens auf den Marsch in Richtung See begaben. Begleitet von antikapitalistischen Parolen, beobachtete Zeller die Klimaaktivisten aus ganz Europa und sprach mit ihnen über ihre Forderungen und auch darüber, wer ihre Reise zum Sommertreffen finanziert hatte. **Seite 32**



**Zahlen und Worte:** Politbeobachter Hermann.

Jetzt, da die Sommerferien zu Ende gehen, beginnt die Schlussphase des eidgenössischen Wahlkampfs. Bevor der Geräuschpegel anhebt, hat sich Erik Ebnetter mit Michael Hermann im «Kafi Paradiesli» am Zürichberg getroffen, um ihn über den Formstand der Parteien auszufragen. Hermann gehört schon lange zu den originellsten Politik-Kommentatoren des Landes und führt unweit vom «Paradiesli» sein eigenes Unternehmen, das auf Meinungsforschung und demografische Analyse spezialisiert ist. Seine Stärke besteht darin, dass er Politik mit Zahlen ebenso erklären kann wie mit Worten. Was er über die Parteien im Wahlkampf zu sagen hat, lesen Sie ab **Seite 28**.

*Ihre Weltwoche*

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:** Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

**Redaktionelle Mitarbeiter:** Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann  
**Bildredaktion:** Jasmin Karim (*Assistentin*)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

**Verlag:**  
**Verlagsleiter:** Sandro Gianini  
**Anzeigenverkauf:** Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch  
**Online-Vermarktung:** GLA United  
**Tarife und Buchungen:** weltwoche@gla-united.com

**Betriebsleiter:** Guido Bertuzzi  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Ihr Immobilienraum?



4 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum)



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Frühling 2020  
[www.wilerbuch.ch](http://www.wilerbuch.ch)



1.5 Zi., 3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 1'400.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus  
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'180'000.-, Bezug ab Sommer 2020  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen  
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Sommer 2020  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum)



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser  
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Sommer 2020  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8953 **Dietikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 771'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.duo-dietikon.ch](http://www.duo-dietikon.ch)



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug ab Herbst 2020  
[www.nidolino-ottenbach.ch](http://www.nidolino-ottenbach.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8143 **Stalikon**, Rolf Flacher Tel. 044 316 13 15  
Preis 900'000.-, Bezug erfolgt  
**Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!**  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
Preis ab 935'000.-, Bezug ab Winter 2020/21  
[www.panoramaweg-kloten.ch](http://www.panoramaweg-kloten.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8484 **Weisslingen**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'111'000.-, Bezug ab Winter 2020/21  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'791'000.-, Bezug ab Winter 2020/21  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum)



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 396'000.-, Bezug ab Sommer 2020  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



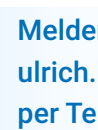
5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Melden Sie sich bei unserem Chef** 👍  
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder  
per Telefon 052 235 80 00.



4 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus  
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis 2'041'000.-, Bezug ab Frühling 2020  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**



Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:

**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
5. - 8. Sept. 2019, Messe Zürich, Halle 6

**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich

# Kehrtwende

FDP und CVP fallen um und trauen sich nicht, dazu zu stehen. Von Roger Köppel

Noch vor fünf Monaten stellten sich CVP und FDP während der Frühlingsession im Nationalrat auf die Barrikaden. Auf keinen Fall dürfe man der EU, polterten die Politiker glorreich, die «Kohäsionsmilliarde» zahlen, solange Brüssel die Schweizer Börse mit diskriminierenden Massnahmen bedrohe.

FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann warnte am lautesten vor den EU-Erpressungen. «Das geht gar nicht», dozierte der Freisinnige, eine Kohäsionszahlung an die EU könne man vor dem Hintergrund der Börsengängelung «keinem Steuerzahler» erklären.



Ritter.

Am 1. August dieses Jahres warf sich CVP-Bauernpräsident Markus Ritter fast gleichlautend in Pose: «Liebe EU: So geht es nicht», beschwerte sich der Ostschweizer einprägsam auf dem Montlinger Schwamm. Er wünsche sich, so Ritter, «mehr Selbstbewusstsein», denn «ein Bundesrat, der sich nicht hartnäckig und konsequent für sein Volk wehren kann, ist am falschen Platz.» Das kam an.

Inzwischen ist die Sachlage klar: Die EU hat ihre Drohungen wahr gemacht und die Schweizer Börse am 1. Juli mit einem diskriminierenden Boykott belegt. CVP und FDP müssten an der nächsten Herbstsession, also vor den Wahlen, ihren Worten Taten folgen lassen und die Kohäsionsmilliarde, wie öffentlich versprochen, im Nationalrat versenken.

Dazu aber kommt es nicht. Sie drücken sich. An der letzten Sitzung der Aussenpolitischen Kommission (APK) des Nationalrats haben sich CVP und FDP verständigt, das Geschäft zu verschieben, und zwar auf einen Zeitpunkt nach den Wahlen. Auf Anfrage gaben die Parlamentarier bekannt, sie bräuchten vom Bun-



Schneider-Schneiter.

desrat weitere Informationen, aber das sind blasse Ausreden.

Tatsächlich haben CVP und FDP ihre Meinungen geändert. Sie haben die Kraft oder die Überzeugung oder beides verloren, um die Kohäsionsmilliarde abzulehnen. Sie wollen sie trotz Börsenboykott und früherer Beteuerungen nun doch bezahlen.

FDP-Aussenpolitiker Portmann, im März noch senkrechter Eidgenosse, zog schon am Wochenende gegenüber Medien präventiv den Schwanz ein, denn mit einem Nein zur EU-Milliarde «könnte es zur Katastrophe kommen». Jetzt auf einmal.

CVP und FDP also wären, weil sie der Mut verliess, in der Herbstsession eingeknickt, vor der EU in die Knie gegangen, wieder einmal, aber diesen Kniefall mit vorausgegangenem Wortbruch wollten sie ihren Wählern vor den Wahlen nun doch nicht zumuten. Deshalb die Verschiebung mit fadenscheinigen Begründungen.

Interessant ist, dass auch die SP bei diesem Manöver mitmischt, denn bis vor kurzem waren die Sozialdemokraten noch der Meinung, dass es nicht schnell genug gehen könne mit der Zahlung der EU-Milliarde an Brüssel. SP-Nationalrat Fabian Molina bemäkelte erst vor wenigen Tagen die unnötige Zeitschinderei der bürgerlichen Kollegen.

In der APK-Abstimmung allerdings kippten auch die Genossen. Das Kartell aus SP, CVP und FDP, «die Linken und Netten», setzten sich gegen die SVP durch, die am ursprünglichen Antrag der Freisinnigen festhielt, die Kohäsionsmilliarde nicht zu zahlen, solange die EU-Diskriminierungen in Kraft sind.

Wie sind die Vorgänge zu verstehen? Die SP spielt taktisch. Sie will in die EU. Aber weil sie weiss, dass der EU-Beitritt in der Schweiz nicht mehrheitsfähig ist, sucht sie den Beitritt durch die Hintertür des institutionellen Abkommens. Rahmenvertrag heisst Passivmitgliedschaft in der EU: Rechtsübernahme ohne Mitentscheidung. Daraus soll ein voller Beitritt werden. Das ist der unehrliche Plan der Linken.

Bei der bürgerlichen Mitte ist weniger Vorsatz als Schwäche im Spiel. CVP und FDP wir-

ken orientierungslos, gekoppelte, chaotische Systeme, getrieben, gepeitscht von fluktuierenden Moden und Stimmungen. Es fehlt an den Spitzen die Kraft, bestimmte Positionen auch bei Gegenwind durchzuhalten. Mal um Mal knicken sie um: Atomausstieg, Klimaretung und jetzt erneut beim EU-Rahmenvertrag, den die Freisinnigen noch im letzten Dezember vehement bekämpfen wollten.

Natürlich sind die Politiker dieser Parteien zu intelligent, um ihre eigene Wankelmütigkeit zu übersehen. Das ist der Grund, warum Kommissionspräsidentin Elisabeth Schneider-Schneiter (CVP) nach gehaltener Sitzung am vergangenen Dienstag für einmal auf eine Medienkonferenz verzichtete. Man zog es vor, diskret abzuschleichen, anstatt die kohäsionspolitische Kehrtwende vor Journalisten zu erklären.

Das hatte insofern eine unfreiwillig ironische Note, als die zweitägige Kommissionssitzung von der Präsidentin eigentlich gezielt und liebevoll als medial aufwendiges Selbstinszenierungsspektakel für den persönlichen Wahlkampf choreografiert worden war.

Schneider-Schneiter hatte die Tagung eigen von Bern in heimische Basler Gefilde verlegt. Statt intensiver Sitzungen gab es am Montag ausgedehnte Exkursionen zu Basler Unternehmen; die Präsidentin mit Parlamentarierfolge im allerbesten, staatsmännischen Licht. Gespiesen und übernachtet wurde



Portmann.

im prächtigen «Hotel Bad Schauenburg». Ein Leibfotograf der Vorsitzenden hielt an beiden Tagen die denkwürdigsten Szenen fest.

Die nach Basel verlegte, eventmässig reichbefrachtete Kommissionssitzung war für die bürgerlichen Mitteparteien so gesehen auch eine Art Flucht aus der Tristesse ihrer unentschlossenen Europapolitik. Es gab viel Rahmenprogramm und Ablenkung. Die unangenehme Kohäsionsabstimmung konnte aufs Unvermeidliche eingedampft werden, und die sonst so mitteilsame Präsidentin entschwand für einmal wortlos in den verglimmenden Sommer.

Politik ist immer auch das Bemühen, über die wichtigsten Themen vor den Wahlen nicht zu reden.



*Erholung:* Dieter Bohlen. Seite 58



*Wasser für den Frieden:* Israel. Seite 50



«Ich denke, die Europäer sind für die Amerikaner unglaublich wichtig.»

*Botschafter Grenell:* Seite 44

## Titelgeschichte

- 18 **Eidgenössisches Schwing- und Älplerfest** Dünne Swissness-Kulissen
- 21 **Traditionen** Intellektueller Plattwurf
- 22 **Unternehmen** Lego für Grosse

## Gemeinderating 2019

- 68 **An der Goldküste lebt's sich am besten** Zollikon gewinnt
- 69 **Rangliste** Die 100 attraktivsten Gemeinden der Schweiz
- 71 **Wirtschaft** «Eigener Wohnraum war noch nie so teuer»
- 73 **Ortstermin** In freisinniger Manier

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentare** Spielraum verteidigen
- 10 **Europa** «Wie eine Frau»
- 10 **Justiz** Abtrünniger Richter
- 11 **Eilmeldung** Käserepublik im Abseits
- 12 **Kopf der Woche** Margot Robbie
- 24 **Mörgeli** Hauptsache, kapitulieren
- 24 **Bodenmann** Noch tanzt der Eisbär nicht richtig
- 25 **Medien** Goldene Zeiten
- 25 **Die Deutschen** Armut für alle!

## Inland

- 31 **Heimatschutz** Entsorgte Vergangenheit
- 33 **Daniel Jositsch** Wie handeln bei Terrorverdacht?

- 34 **Finanzverwaltung** Gaillards Märchenstunde
- 35 **Parteien** Bettelbrief der Sozialdemokraten
- 41 **Szene** Letzte Margarita
- 42 **Luftfahrt** Mehr Regeln, weniger Sicherheit
- 43 **Sponsoring** Seid verdammt, Millionen

## Ausland

- 48 **Nicolas Sarkozy** Leidenschaft und Rache
- 49 **Fall Epstein** «Jemand hat ihn getötet»
- 50 **Israel** Blühende Wüste
- 52 **Ideen** Wer hat's erfunden?
- 56 **Brief aus Berlin** Abrüstung durch Ineffizienz
- 55 **Die chinesische Sicht** Hellere Zukunft

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 14 **Essay der Woche** Rückkehr des Atomzeitalters
- 36 **James Dyson** Held der Lüfte
- 38 **USA vs. China** Machtpoker am Abgrund
- 40 **Finanzplatz** Ist die Nationalbank auch eine Volksbank?

## Kultur & Gesellschaft

- 56 **Ikone der Woche** William Turners Rigi
- 58 **Prominente** Dieter Bohlen – Trump des Pop

- 60 **Gelassene Sinnesfreude** «Daphnis und Chloe»
- 61 **Phänomene** Woodstocks archäologische Studie

## Interviews

- 28 **Politgeograf Michael Hermann** «Verschiebung nach links»
- 44 **US-Botschafter Richard Grenell** «Trump und Merkel gehen total respektvoll miteinander um»

## Rubriken

- 9 **Im Auge** Franky Zapata, Ärmelkanal-Überflieger
- 16 **Personenkontrolle**
- 17 **Nachruf** Marie Sophie Hingst
- 26 **Leserbriefe**
- 27 **Fragen Sie Dr. M.**
- 62 **Die Bibel** Freunde und Interessen
- 62 **Kino** Quentin Tarantinos neuer Film «Once Upon a Time ... in Hollywood»
- 63 **Knorrs Liste**
- 63 **Jazz** Michel Petrucciani
- 64 **Thiel** Sommersitzung
- 64 **Namen** Opulenz der Macht
- 64 **Fast verliebt** Das Päckchen
- 65 **Unten durch** Hauttyp 4
- 66 **Wein** Grüne Fee
- 66 **Salz & Pfeffer** Gutes Essen, schönes Wetter
- 67 **Auto** Kia ProCeed GT 1.6 T-GDi
- 74 **Tamaras Welt** Ist es Männerhass?



# Aus Liebe zum Dorf, wo auch die Mädchen die Bösen sind.

Stolze Mädchen im Sport der Bösen gehören zur Schwingerhochburg Einsiedeln SZ wie der Volg. Und wie in Einsiedeln sind unsere Läden für über 580 Schweizer Dörfer da: klein, aber grossartig für alles, was man für Alltag und Festtag braucht. Darunter viele Spezialitäten von lokalen Produzenten rund ums Dorf, die wir persönlich kennen. Genauso wie unsere Kundinnen und Kunden. Aus Liebe zum Dorf.

[volg.ch/dorfgeschichten](http://volg.ch/dorfgeschichten)

**Volg**  
*frisch und fründlich*



Mit Empfang bei **Oberst Christoph Graf**  
35. Kommandant der Päpstlichen  
Schweizergarde im Vatikan.



## VIP-Reise «Musica e Arte Sacra»

# Rom sehen und hören

Geniessen Sie bekannte Werke der sakralen Musik auf höchstem Niveau im ehrwürdigen Rahmen der römischen Basiliken. Ein exklusiver Empfang bei der Schweizergarde und die päpstliche Generalaudienz machen die 6-tägige Reise zum einmaligen Kultur- und Musikerlebnis.

**G**leich nach unserer Ankunft in der Ewigen Stadt werden wir an der Porta Sant'Anna vom Kommandanten der Schweizergarde persönlich empfangen. Wir besichtigen das Quartier des Söldnerheeres, dessen Aufgabe es ist, die Sicherheit des Papstes zu gewährleisten. Ein Gardist begleitet uns zum Abendessen in einer Trattoria.

Mit Mozarts Krönungsmesse im Petersdom beginnt der zweite Tag, gefolgt von einer heiligen Messe. Am Nachmittag besuchen wir die Basilika Santa Maria sopra Minerva mit Kunstwerken von Michelangelo und Bernini. Nach dem Abendessen lauschen wir Bruckners Sinfonie Nr. 3 mit den Wiener Philharmonikern in der päpstlichen Basilika Sankt Paul vor den Mauern.

Am dritten Tag haben Sie die Wahl zwischen zwei fakultativen Ausflügen: Steht Ihnen der Sinn nach den Kunstschätzen in der Villa Borghese, oder erkunden Sie lieber das antike Rom im Forum Romanum und im Kolosseum? Den Abend lassen wir mit Beethovens 9. Sinfonie in der päpstlichen Basilika Sankt Paul ausklingen.

Im weiteren Verlauf der Reise werden Sie akustisch unter anderem mit Beethovens Messe in C-Dur und Bruckners «Te Deum» verwöhnt. Den musikalischen Abschluss bildet ein Chorkonzert in der Basilika Santa Maria Maggiore. Zu den weiteren Höhepunkten zählt der Besuch des mittelalterlichen Trastevere-Viertels und des einstigen jüdischen Gettos nördlich des Tibers.

Auf einem Rundgang durch Roms Altstadt erleben Sie die berühmten Sehenswürdigkeiten – etwa die Spanische Treppe, das Pantheon oder den Trevibrunnen. Eine Weinprobe mit Imbiss in einer Enoteca steht ebenfalls auf dem abwechslungsreichen Programm.

Den unvergesslichen Schlusspunkt bildet die päpstliche Generalaudienz auf dem Petersplatz, an der Sie als Teilnehmer des Festivals der Musica e Arte Sacra von Papst Franziskus speziell begrüsst werden.

Das detaillierte Reiseprogramm und ein Anmeldeformular finden Sie unter [www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

### Platin-Club-Spezialangebot

**VIP-Reise, 13. bis 18. September 2019**  
«Musica e Arte Sacra»

**Reiseleistungen:**

- Swiss-Flug Zürich–Rom–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- Fünf Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im 4-Sterne-Hotel in Rom
- Abendessen mit einem Schweizergardisten
- Abendessen in einem ausgewählten Restaurant
- Weinprobe mit Imbiss in einer Enoteca
- Besuch der Schweizergarde und persönlicher Empfang
- Konzerte, Ausflüge, Rundgänge und Besichtigungen laut Programm, inkl. Eintritte
- Teilnahme an der Generalaudienz auf dem Petersplatz mit spezieller Begrüssung durch den Papst
- Qualifizierte Reiseleitung

**Preis:**

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 2480.– p.P. im DZ  
Für Nichtabonnenten: Fr. 2780.– p.P. im DZ  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 500.–

**Buchung:**

Reservieren Sie Ihr Arrangement über  
Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an  
[info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

**Veranstalter:**

Mondial Tours MT SA, Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



## Spielraum verteidigen

Von Beat Gygi — Die Bauern lassen sich in der Klima-Debatte zu viel von andern sagen. Sie sind doch eigentlich Umwelt-Profis.



Belehrungen: Migros-Chef Zumbrunn.

Die Landwirtschaft wird in der Klimadebatte in eine neue Rolle gedrängt, die sie in ihren Möglichkeiten einengen wird. In Debatten über Erderwärmung, CO<sub>2</sub>-Ausstoss und umweltpolitische oder umweltpolizeiliche Massnahmen kommt früher oder später das Thema Fleisch zur Sprache. Fleisch braucht zur Herstellung eines Kilos weitaus mehr Energie und Wasser als die Produktion von einem Kilo pflanzlicher Nahrung. Energieverbrauch heisst meistens auch CO<sub>2</sub>-Ausstoss. So ist Fleisch aus der Sicht von Klimaaktivisten mindestens eine doppelte Sünde, nämlich Energieverschwendung und Umweltverschmutzung. Und dahinter stehen die Bauern, die Kälber, Kühe, Schweine, Schafe und andere Tiere halten.

Vor allem Leute, die grüne Argumente im weiteren Sinn öffentlich vertreten, aber doch mobil sein und fliegen wollen, betuern jetzt gerne, sie würden kein Fleisch essen – und das mache von den CO<sub>2</sub>-Emissionen her so viel aus, dass sie dafür etliche Male das Flugzeug benutzen könnten. In den Köpfen hat sich eine Art Umrechnungswährung eingenistet, nach dem Muster: Pro Kilo Fleisch, das ich nicht esse, darf ich so und so viel fliegen, und wenn ich vegan bin, noch etwas mehr. Rasch kommt in Gesprächsrunden dann auch die Forderung, Fleischproduktion und Fleischkonsum sollten radikal eingeschränkt oder verboten werden.

Besonders abschätzig blickt man in diesem Spiel auf die Typen, die das unsägliche Gut produzieren und womöglich die Konsumenten verführen, die Bauern.

Das ist nicht die einzige Situation, in der die Landwirtschaft einer argwöhnischen bis anschuldigen Beobachtung ausgesetzt ist. Nächstens kommen mehrere politische Initiativen aufs Tapet, die den Spielraum der Bauern in der Schweiz einengen sollen. Die Trinkwasserinitiative verlangt, dass ein Betrieb die Subventionen verliert, wenn er Pestizide und bestimmte Antibiotika anwendet. Die Initiative gegen synthetische Pestizide zielt auf eine weitere Einschränkung von Pflanzenschutzmassnahmen ab. Die Volksinitiative zur Abschaffung der Massentierhaltung fordert Obergrenzen für Tiere in Ställen. In der Pipeline sind des Weiteren eine Biodiversitäts-Initiative und eine Landschaftsinitiative, die das Bauen im Landwirtschaftsgebiet strenger regeln soll. Zur Debatte stehen schliesslich Verbote für bestimmte Beizmittel für Saatgut oder für die Anwendung von Glyphosat.

### Etwas anders machen

Was hat denn eigentlich die Schweizer Landwirtschaft für ein Geschäftsmodell? Seit den neunziger Jahren läuft es darauf hinaus, dass die Bauern einen beträchtlichen Teil ihrer Anstrengungen darauf verwenden, die Natur und das Landschaftsbild zu pflegen, und dass sie dafür Direktzahlungen erhalten. Daneben produzieren sie Nahrungsmittel. So wie es heute läuft, sieht es aber anders aus. Man könnte fast meinen, die Bauern erhielten ihre Direktzahlungen dafür, dass sie sich vom Publikum dreinreden lassen und dass man ihnen vorschreiben kann, was sie anders machen sollen. Die Belehrungen kommen von Politik, NGOs wie WWF oder Detailhändlern wie Migros. Es stimmt, die Bauern müssen tatsächlich etwas anders machen. Sie müssen ihren Spielraum verteidigen, klar machen, dass sie insgesamt gut einen Drittel der Fläche der Schweiz im Eigentum haben, das Landschaftsbild prägen und mit ihrem eigenen Grund und Boden seit Jahrhunderten so verantwortungsvoll als möglich umgehen. Sie haben als eine der ersten Branchen technischen Fortschritt und Innovationen entfesselt und derart energisch vorangetrieben, dass andere Berufe entstehen und sich ausbreiten konnten und die Leute trotzdem genug zu essen hatten – auch die Experten, die an Vorschriften gegen Nahrungsmittelproduzenten herumstudieren.

## Der Vogel Mensch



Franky Zapata, Ärmelkanal-Überflieger.

Es bewegt sich etwas in den erdnahen Luftschichten, nicht nur CO<sub>2</sub>-Panik. In Kaiser-augst AG vertreibt ein ferngesteuerter Fake-Falke lästige Krähenschwärme. Der Falke ist der einzige natürliche Feind des Raben. Und Franky Zapata, 41, ein französischer Erfinder und Abenteuersportler, hat als erster Mensch auf eigenen Füßen auf dem selbstkonstruierten Flyboard den Ärmelkanal zwischen Sangatte und St Margaret's Bay überflogen, 110 Jahre seit Louis Blériots Überquerung mit seinem Propellerflugzeug und eine Ewigkeit nach der Tragödie des Sagenhelden Ikarus. Nachdem Zapata sein Flyboard 2011 in China präsentiert hatte, verkaufte er innert eines halben Jahres 1500 Exemplare. Seine Aufsteigergeschichte erinnert an Industrie-Ikonen wie André Citroën und Louis Renault.

Zu den fliegenden Schuhen inspiriert hat Zapata (der spanische Name bedeutet Schuh) schon als kleiner Junge Robert Zemeckis Science-Fiction-Film «Back to the Future». Die spektakuläre Kanalexpedition Zapatas – mit einer Zwischenlandung zum Auftanken – ging allerdings etwas in der Klimadebatte unter. Die Plattform unter seinen Sohlen wird durch vier kerosinfressende Aggregate angetrieben.

Er ist in Marseille aufgewachsen und zerlegte sofort jedes Spielzeug, um dessen Maschinerie zu begreifen. In der Schule kam er wegen Dyslexie und Farbenblindheit nicht sehr weit und erlernte deshalb den Mechanikerberuf. Mit siebzehn brettete er erstmals mit einem Jetski übers Wasser, als Autodidakt und sein eigener Werkspilot sammelte er Weltmeistertitel ein, bevor er, buchstäblich, in die Luft ging mit seinem Airboard. Bereits ist Frankreichs Armee in seine Entwicklerbude eingestiegen. Am Quatorze Juillet glänzte Zapata als fliegender Nationalstar über den Champs-Élysées. Und wenn er abgestürzt wäre? Seine Feinde in der Luft sind Helikopter und Drohnen; am Boden die Verkehrsexperten, die am Himmel die Anarchie vorausahnen wie mit den Elektro-Trottinets in den Strassen der Städte. Da brauchte es dann den Fake-Falken. Peter Hartmann

## «Wie eine Frau»

Von Nicholas Farrell — Ist Salvini ein neuer Mussolini? Hebelt er Italiens Demokratie aus?



Flair für die Menge: Mussolini (l.), Salvini.

Matteo Salvini verbringt einen Grossteil seiner Zeit nicht in seinem Ministerium in Rom, sondern unterwegs in Italien – und da gerade Sommer ist, sind das die Strände Italiens, an denen er gerne halbnackt in der Menge badet, so wie es Benito Mussolini einst getan hat.

Der Parteichef der Lega und stellvertretende Premierminister, dessen Spitzname Il Capitano ist, würde die vorgezogenen Wahlen gewinnen, die er im Oktober ansetzen möchte. Er liegt mit 38 Prozent Volksunterstützung meilenweit vor der Konkurrenz. Kein Wunder, dass diese nichts von einem Urnengang wissen will.

Die Linke hat ihn als «rechtsextrem» und «faschistisch» gebrandmarkt, aber sie sollte sich besser abregen. Salvini ist kein Faschist. Zunächst einmal glaubt er an die Demokratie. Ja, er hat die Flut illegaler Migranten gestoppt, die sich als Flüchtlinge ausgeben und über das Mittelmeer nach Italien kommen. Aber was ist daran «rechtsextrem» oder «faschistisch»?

Eine Sache, die er mit Benito Mussolini teilt, ist sein Flair für die Menge. Wann immer er eine Rede hält, verlässt er die Bühne, um sich unters Publikum zu mischen, um paar Worte auszutauschen, um berührt zu werden und Selfies zu schiessen. Er kommuniziert virtuell mit der Menge über Twitter und Facebook, wo er 3,5 Millionen Follower hat.

Mussolini, den ich als den ersten Populisten betrachte, sprach direkt zur Menge auf der Piazza, um das Parlament zu umgehen, das er für korrupt und impotent hielt. «Die Menge ist wie eine Frau», sagte er 1932 dem deutschen Journalisten Emil Ludwig. «Sie liebt starke Männer.»

Die Menge liebte Il Duce. Die Menge liebt Il Capitano.

## Abtrünniger Richter

Von Katharina Fontana — Bundesrichter seien keine Statthalter der Parteien, heisst es im Nachgang zum UBS-Urteil unisono. Diese Aussage ist zwar richtig, zielt aber am Grundproblem vorbei.

Seit das Bundesgericht vor drei Wochen die Auslieferung von Tausenden Steuerdaten der UBS an die französischen Behörden bewilligt hat, wird viel über die richterliche Unabhängigkeit diskutiert. Im Fokus steht SVP-Bundesrichter Yves Donzallaz, der mit seiner Stimme den Ausschlag für das Urteil gegeben hat. Nach dem UBS-Entscheid war bei der SVP Empörung angesagt: Man müsse sich Donzallaz' Wiederwahl ernsthaft überlegen, hiess es. Das wiederum sorgte für Protest aus dem juristischen Justemilieu: Mit dieser Drohung missachte die SVP die Gewaltenteilung fundamental. Tatsächlich? Dazu vier Überlegungen: Erstens ist offensichtlich, dass Donzallaz und die SVP das Heu nicht auf derselben Bühne haben. Der Walliser ist schon mehrfach dadurch aufgefallen, dass er in zentralen Punkten eine diametral andere Position einnimmt als seine Partei. So war er 2012 an jenem umstrittenen Entscheid zum Vorrang des Völkerrechts beteiligt, der die SVP zur Lancierung der Selbstbestimmungsinitiative veranlasste. Warum sich Donzallaz 2008 von der Volkspartei als Kandidat hatte portieren lassen, wenn er deren Grundwerte nicht teilt, weiss nur er. War es vielleicht der blosse Ehrgeiz, Bundesrichter zu werden?

### Verklärte Sicht

Zweitens: Es ist in der Schweiz bewährte Tradition, dass die Bundesrichter von den politischen Parteien aufgestellt werden und für die Wahl der Parteienproporz gilt; das soll die Akzeptanz der Urteile erhöhen. Diese ungeschriebene Spielregel ist allerdings für die Katz, wenn die Richter mit ihrer Herkunftspartei in den zentralen Positionen über Kreuz liegen. Eine solche Konstellation führt unweigerlich zu Spannungen, und hier liegt das eigentliche Grundproblem. Was würden wohl die Grünen sagen, wenn sich einer ihrer Richter regelmässig für möglichst grosse Bauzonen ausspräche? Oder die Freisinnigen, wenn ein FDP-Richter ausgeprägt wirtschaftsfeindliche Urteile guthiesse? Wie gefiele es den Sozialdemokraten, wenn ein Genosse in Lausanne mehr und mehr zum konservativen Hardliner mutierte? Oder anders gesagt: Wenn eine Partei dummerweise dem falschen Kandidaten aufgesessen ist, muss sie ihn dann für alle Zeiten nibelungentreu unterstützen? Wohl kaum. Dass die SVP kein Interesse daran hat, Donzallaz die Stange zu halten, ist verständlich.

Gleichwohl wird sich der 57-jährige Donzallaz, drittens, nächstes Jahr keine Sorgen um

seine Wiederwahl machen müssen; vor ihm wurden schon andere in den eigenen Reihen ungeliebte Bundesrichter vom Parlament jeweils wiedergewählt. Die Causa Donzallaz ist kein Grund, die alle sechs Jahre stattfindenden Bestätigungswahlen abzuschaffen und die Richter bis zur Pensionierung im Amt zu lassen, wie jetzt teils gefordert wird. Nach schweizerischem Verständnis muss die Justiz demokratisch legitimiert sein, und dass man diese Legitimation nach ein paar Jahren erneuert, ist richtig. Dabei geht es auch darum, die Richterschaft nicht zu mächtig werden zu lassen.

Viertens ist es übertrieben, jede Kritik an der Justiz und am Richterpersonal als unzulässige Attacke auf die Gewaltenteilung abzutun. Richter seien nur dem Recht verpflichtet, wird mit erhobenem Mahnfinger doziert. Das steht in der Verfassung und tönt natürlich nobel, ist aber eine doch ziemlich verklärte Sicht der Dinge. Am Bundesgericht selber ist die Politik nämlich durchaus ein Thema, wie Beobachter feststellen können. Gerade in den beiden öffentlich-rechtlichen Abteilungen kommt es immer wieder vor, dass sich die Richter im Gerichtssaal gegenseitig vorwerfen, nicht rechtlich, sondern politisch zu urteilen. Es gibt keinen Grund, diese Realität zu verschweigen und die eminent politische Seite der Justiz der öffentlichen Debatte zu entziehen.



Politische Seite: Jurist Donzallaz.

## Käserepublik im Abseits

Von Alex Baur — Gemäss der Genfer Justiz ist Alejandro Giammattei ein Massenmörder. Doch hat das Volk von Guatemala diesen Mann zu seinem Staatsoberhaupt gewählt. Peinlich für die Schweiz.



Krone aufgesetzt: Präsident Giammattei.

Das Resultat liess an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: Mit rund 20 Prozentpunkten Vorsprung auf seine Rivalin Sandra Torres wurde der Arzt Alejandro Giammattei am letzten Sonntag zum neuen Staatspräsidenten von Guatemala gewählt. Der klare Sieg mag aus mehreren Gründen überraschen. Zum einen erscheint fraglich, ob der an multipler Sklerose erkrankte rechtskonservative Politiker die vierjährige Amtszeit überhaupt überleben wird. Zum andern wurde Giammattei in Genf für schuldig befunden, als damaliger Chef der Strafvollzugsbehörde anlässlich einer Gefängnisrazzia 2006 die Hinrichtung von sieben inhaftierten Gangstern angeordnet zu haben.

In Guatemala selber wurde Alejandro Giammattei 2014 zwar von Schuld und Strafe freigesprochen. Seine vermeintlichen Komplizen, Innenminister Carlos Vielman und der Polizeikommandant Javier Figueroa, wurden in Spanien und Österreich entlastet und rehabilitiert. Doch die Genfer Justiz, die in diesem Fall über einen vierten Beschuldigten zu urteilen hatte, war anderer Meinung: Sie verurteilte Erwin Sperisen, den damaligen politischen Chef der Polizei, wegen mehrfachen Mordes. Und weil man die Exekutionen Sperisen nicht direkt anlasten konnte und eine Verschwörung mindestens zwei Akteure braucht, verurteilten die Genfer Richter kurzerhand auch die im Aus-

land Freigesprochenen – in Abwesenheit, ohne dass sie sich verteidigen konnten.

Seit bald sieben Jahren wird das Verfahren gegen Erwin Sperisen in den Schweizer Justizkabinetten hin- und hergeschoben. Dreimal wurde er verurteilt, mal als Haupttäter, mal als Mitläufer, dann bloss noch als Mitwisser, mit Begründungen, die widersprüchlicher kaum

### Ein bunter Strauss von Gerüchten kontrastiert mit einem eklatanten Mangel an Beweisen.

hätten sein können. Seit einem Jahr gammelt das Dossier nun wieder beim Bundesgericht vor sich hin. Die Akten der internationalen Ermittlungskommission Cicig, welche das Gefängnis-massaker in Guatemala unter dem Schirm der Uno hätte aufklären sollen, strotzen nur so vor Widersprüchen, Lücken und Verkehrungen. Ein bunter Strauss von Gerüchten kontrastiert mit einem eklatanten Mangel an Beweisen.

Mit Händen und Füßen wehren sich die Genfer Richter und Staatsanwälte gegen den überfälligen Freispruch. Die Blamage wäre kolossal. Anstatt der Welt zu zeigen, wie man Justiz macht, müsste Genf, die gefühlte humanitäre Welthauptstadt, Erwin Sperisen für fünf Jahre unschuldig erlittene Beuge- und Untersu-

chungshaft in totaler Isolation mit einem Betrag in Millionenhöhe entschädigen. Doch auch für die Schweiz wird der vermeintliche Musterprozess zusehends zum Albtraum. Immerhin hat das Aussendepartement (EDA) die Cicig seit Jahren massgeblich mitfinanziert.

### Justiz als Bedrohung für den Rechtsstaat

In Guatemala selber haben die internationalen Uno-Ermittler längst jedes Vertrauen verloren. Die von politischen Machenschaften geprägten Verfahren der Cicig führen kaum je zu belastbaren Urteilen. Die Cicig wurde damit vielmehr zu einer zusätzlichen Bedrohung für den ohnehin schwachen Rechtsstaat in Guatemala. Willkür, Korruption und Verletzung der Menschenrechte sind zweifellos eine allgegenwärtige Geisel im zentralamerikanischen Land. Doch die Polit-Prozesse der Cicig sind davon nicht ausgenommen, sondern ein Teil davon. Die noch amtierende Regierung von Jimmy Morales hat die internationalen Ermittler deshalb des Landes verwiesen.

In Guatemala gilt der ehemalige Polizeichef Erwin Sperisen als Opfer einer aus dem Ausland gesteuerten Polit-Justiz. Mit Argusaugen und wachsender Konsternation verfolgt man die kafkaeske Justizakrobatik der Genfer Gerichte. Die Kommentare der 34782 Follower auf Sperisens Facebook-Account sprechen für sich: Die Bananenrepublik scheint ihr Pendant in der Käserepublik jenseits des Atlantiks gefunden zu haben. Bereits vor einem Jahr stellte die guatemalteckische Regierung Sperisens Ehefrau Elisabeth als Botschaftssekretärin in Bern ein. Es war ein demonstrativer Fingerzeig an die Adresse der offiziellen Schweiz: In Guatemala ist Erwin Sperisen rehabilitiert.

Die Wahl des vermeintlichen Massenmörders Alejandro Giammattei zum Staatsoberhaupt setzt dem Justizdebakel die Krone auf. Die Machenschaften der von der Schweiz mitfinanzierten Cicig waren im Wahlkampf durchaus ein Thema – und das offenbar nicht zu Ungunsten des rechtskonservativen Giammattei. Dabei hatte der damalige Vollzugschef 2006 als Einziger ein handfestes Motiv, die inhaftierten Gangsterbosse durch ein Killerkommando umbringen zu lassen: Sie hatten ihn und seine Familie im Vorfeld einer geplanten Gefängnisrazzia mit dem Leben bedroht.

Auch Giammatteis Gegnerin, die Sozialistin Sandra Torres, stand schon auf Kriegsfuss mit der Cicig. Gemäss einem Bericht, der allerdings keine Konsequenzen hatte, soll sie zusammen mit ihrer Schwester Gloria 2007 den Wahlkampf ihres damaligen Gatten Alvaro Colom mit Geldern des berüchtigten Zeta-Kartells finanziert haben. Kaum zum Präsidenten gewählt, setzte Colom die Cicig auf die Vorgängerregierung an. Er lenkte damit elegant von sich selber ab. Der Polit-Prozess gegen Giammattei und Sperisen war das Resultat davon. Der Kreis schliesst sich.

# Königsblondine

Von Michael Bahnerth — Hin und wieder steigt eine blonde Göttin vom Himmel hernieder und verzückt die Welt. Die neuste Kreation dieser Kategorie kommt aus Australien und heisst Margot Robbie.

Manchmal scheint es, als ob die Schöpfung zu erotischen Fantasien fähig wäre und alle paar Jahrzehnte eine Blondine kreiert, die der Welt den Verstand raubt und die selbst das schwierige Leben einer Halbgöttin führt. Es gibt keine Antwort darauf, weshalb die Schöpfung dies tut. Vielleicht, weil an ihr im Hinblick auf die erweiterte Schöpfung des Menschen etwas Zweifel laut geworden sind und sie mit dem Entsenden eines nahezu perfekten Wesens signalisieren möchte, dass sie besser sei als ihr derzeitiger Ruf.

Weil die Schöpfung sich nicht ganz sicher war, welcher Art genau diese Königsblondinen sein sollten, schuf sie zwei. Die eine, Brigitte Bardot, war ein Werk, inspiriert von beinahe göttlicher Wollust, eine perfekt geformte Sünde, eine Phänomenologie des Sexus. Ihr gegenüber stellte sie Grace Kelly, auch schön, ebenso blond, aber eine Königin des Eises, die im Grunde nur Cary Grant und Alfred Hitchcock und den Fürsten von Monaco zum Schmelzen brachte, während der gemeine Mann eher dachte, wenn schon Kühlschranks, dann doch einer, in den man Bier stellen kann. Da war bei Kelly nichts Entfesseltes, kaum etwas Triebhaftes, nur diese eingefrorene Erotik. Masochisten sahen in ihr vielleicht eine unbarmherzige Domina, mag sein, und mag auch sein, dass die Erotik von Kelly darin lag, dass man das Entfesselte und Triebhafte in sie hineininterpretierte und hoffte, sie sei dann innen so heiss wie aussen kühl. Bei Bardot war das genau das Gegenteil. Da war so viel Laszivität und Luder, dass man ihr fast wünschte, sie sei innen kühler als aussen heiss.

Die Schöpfung werkelte weiter an den Blondinen, verzettelte sich aber ein wenig. Aus Bardot wurde Pamela Anderson, aus Kelly Gwyneth Paltrow und so weiter. 1990 dann unten in Australien, sinnigerweise in Gold Coast im Osten des Kontinents, schien die perfekte Synthese, der Nukleus und die vorläufige Klimax der Blondinenschöpfung erreicht: Margot Robbie.

Man kennt ihr Gesicht, dieses unglaubliche, dieses perfekte, besser als ihren Namen. Ihre Geburt als neue «leading blond of the world» war eine Ein-Minuten-Sequenz im Film «The Wolf of Wall Street». 2013 war das. Sie sitzt auf dem Boden, hat ihre Tochter im Arm, der Vater, Leonardo DiCaprio, kommt nach Hause, sie gibt ihm das Kind, er nimmt

es, und dann kommt einer dieser Momente, in denen eine Göttin geboren wurde. Sie habe es satt, die ganze Zeit nur Mutter zu sein, sagt sie, von ihm nur noch als Mommy behandelt zu werden, aber das höre jetzt auf, weil: «Mommy is just so sick and tired of wearing panties.» Sie sagt das mit einer Stimme, die klingt wie die Musik der Fortpflanzung, und ihr Gesicht vereint in diesem Moment all das Kühle und Heisse aller denkwürdigen Blondinen der Neuzeit. Jordan, so heisst der Vater, dessen Leben ist wie ein eruptiver Börsenkurs eines Pharmaunternehmens, das sich spezialisiert hat auf Prozac und Viagra, sinkt auf die Knie und will jetzt dorthin, wo er lange nicht mehr war und wo kein Höschen mehr ist, aber Margot streckt ihm ihr Bein hin und ihren behighheilten Fuss und sagt: «But no touching.»

Danach kamen die grossen Rollen, zuvor aber noch ein wenig Scham. Sie hoffe, sagte Robbie in einem Interview, dass ihre Mutter sich den Film nicht anschauen würde, zumindest diese Szene. Es wäre ihr ein wenig peinlich. Das ist natürlich eine Aussage, die mehr über das Verhältnis zu ihrer Mutter aussagt als über die Filmszene.

---

## Für die Boulevardpresse ist sie eine Katastrophe; keine Skandale, kein ausuferndes Liebesleben.

---

Viel weiss man nicht über die Machtstrukturen und Abhängigkeiten von Mutter und Tochter. Da war eine Jugend, die nach schwer klingen könnte, aber offensichtlich trotz dem Aufwachsen ohne Vater, zusammen mit drei Geschwistern, einer Mutter, die Physiotherapeutin ist, trotz des andauernden Geldmangels, eine Leichtigkeit in sich barg. Robbie ging zur Schule, arbeitete als sechzehnjährige in Cafés, um ein wenig Geld nach Hause zu bringen, wollte immer Schauspielerin werden, surfte und soll Wildschweine gejagt haben.

Mit siebzehn zog sie nach Melbourne, um Schauspielerin zu werden, was leichter klappte, als eine Welle optimal zu erwischen. «Neighbours» hiess die Seifenoper, die sie in Australien zum kleinen Star machte und die Geldprobleme der Familie löste. Vielleicht ist das der Schlüssel zum Verhältnis ihrer Mutter, die Dankbarkeit, dass sie sie gehen liess, dass die Distanz die Möglichkeit bot, aus der Mutter auch eine Freundin werden zu lassen.

Und umgekehrt, die Dankbarkeit der Mutter, dass ihre Tochter in Melbourne keinen Scheiss baute und darüber hinaus die Familienfinanzen eine Nebensächlichlichkeit werden liess.

### «Pass bloss auf»

Obwohl Robbie seit kurzem verheiratet ist, sind sie und ihre Mutter immer noch ein Paar. 2018 nahm sie sie mit zur Oscar-Verleihung, als sie nominiert war in der Kategorie der besten Schauspielerinnen für ihre Rolle im Eiskunstlauf-Drama «I, Tonya», der Verfilmung des Lebens von Tonya Harding, die als erste Frau einen dreifachen Axel springen konnte, aber, als sie dann auf dem Glatteis des Lebens wieder landete, jeweils hinfiel und immer schwerer wieder hochkam.

«I, Tonya» ist ein bemerkenswerter Film. Ein Film über eine beinahe schon sadistische Mutter, ein Kind, das trotzdem alles tut, um geliebt zu werden, das sich einredet, seine Mutter würde es nur schlagen, weil sie es liebe, und als später ihr Mann sie schlug, dachte Tonya, er liebe sie. Robbie ist phänomenal, anders kann man das nicht sagen, und trotz all dieser furchtbaren Achtziger-Jahre-Ästhetik und ihrer Zahnsperre gelingt es ihr, in den Gossen des Lebens eine Göttin zu bleiben. Es war der erste Film, den Robbie mitproduziert hat, und seither nimmt sie die Branche als mehr wahr, als eine gute Schauspielerin und eine Sexgöttin, die auch Aschenputtel kann.

Inzwischen ist sie das Gesicht Hollywoods, eines, das langsam zu den bestverdienenden gehört auch, und die Frau ist noch nicht einmal dreissig und so erfolgreich, dass sie es sich leisten kann, ohne die branchenüblichen Schönheitsoperationen durch das hollywoodsche Kabarett zu wandeln. Wobei es scheint, dass sie es nicht durchschreitet, sondern geradezu durchschwebt. Das mag daran liegen, dass sie wirklich alles spielen kann, was sie im wirklichen Leben nicht ist, weil sie im wirklichen Leben eine nette, bodenständige Person ist, die sich gesund ernährt, nicht raucht und beinahe immer vernünftig ist und nie verzweifelt. Für die Boulevardpresse ist Robbie eine Katastrophe; keine Skandale, kein ausuferndes Liebesleben. Alles à la Grace Kelly.

In Interviews erzählt sie in etwa immer dieselben netten Sachen; dass sie gerne mit J.K. Rowling essen gehen würde, dass sie Gewitter



**Müheloses Schweben:** Schauspielerin Robbie.

vermissen würde unter der Sonne Kaliforniens, dass sie überrascht war über das Ausmass von #MeToo und die Häufigkeit von wie auch immer gelagertem Missbrauch in der Filmbranche, weil ihr das nie passiert sei. Sie hätte von der ganzen #MeToo-Sache ja erst von ihrer Mutter erfahren, die ihr immer diesbezügliche Zeitungsausschnitte geschickt habe mit dem Vermerk: «Das könnte dich interessieren. Pass bloss auf, Robbie.»

### **Einen Fürsten heiraten**

Vielleicht das einzige Mal, dass sie aus ihrem von der Sonne beschienenen Schatten gesprungen ist, lag am Regisseur Quentin Tarantino. Schon immer träumte sie davon, gut

---

### **Inzwischen ist sie das Gesicht Hollywoods, eines, das langsam zu den bestverdienenden gehört.**

---

genug Schauspielern zu können, dass er auf sie aufmerksam würde. Wurde er aber nicht. Sie schrieb ihm einen Brief, schrieb, dass sie seine Filme möge, es schätzen würde, mit ihm wie auch immer arbeiten zu dürfen.

Ein paar Wochen später sass sie bei Tarantino in der Küche, las das Drehbuch, stundenlang, Tarantino fragte sich schon, ob sie begriffsstutzig sei, weil das Drehbuch zu «Once Upon a Time in Hollywood» im Grunde ein leichtes ist; Ende der 1960er Jahre, das grosse Hollywoodkino stirbt gerade, der Mainstream vereinnahmt die sexuelle Revolution, es gibt Premieren für Sexfilme, alles nur noch blättrnder Glamour, und Leonardo DiCaprio spielt einen abgehalfterten Schauspieler, der nie zu Ruhm gekommen ist, und Brad Pitt seinen Freund und sein Stunt-Double, und am Schluss gibt es ein Blutbad, den Mord von Charles Mansons Todesengel an Sharon Tate, die von Robbie gespielt wird.

Robbie erhielt die Rolle trotzdem. Obwohl sie noch kurz Befürchtungen hatte, dass ihr Busen im Vergleich zu jenem von Sharon Tate viel zu klein sei. Vorsorglich sagte sie Tarantino, dass sie nicht bereit sei, für eine Rolle sich ihre Titten machen zu lassen. Tarantino soll bloss den Kopf geschüttelt haben.

Der Film ist jetzt gerade in den Kinos angelaufen. Robbie soll grandios sein als Sharon Tate, dieser Engel, der zuerst Roman Polanski in die Hände fiel und dann dem Tod. Vielleicht reicht es für eine Oscar-Nominierung für die beste Nebenrolle, wahrscheinlich tut es das, weil das Leben von blonden Göttinnen lange Zeit ein müheloses Schweben ist. Danach sterben sie entweder wie Marilyn Monroe oder heiraten einen Fürsten.

**Mehr zum Thema:** Wolfram Knorrs Filmkritik zu «Once Upon a Time in Hollywood» mit Margot Robbie lesen Sie auf Seite 62.



## Rückkehr des Atomzeitalters

Egal, wie stark der Mensch den Klimawandel antreibt: Das Prinzip der Vorsicht gebietet, dass wir keine unnötigen Risiken eingehen sollten. Was tun? Wir müssen nicht die Gesellschaft umbauen. Kernenergie ist die Lösung. Klima-Retter, die gegen Kernenergie sind, haben eine andere, falsche Agenda. *Von Simon Aegerter*

Die Kontroverse um den Klimawandel beruht auf einem falschen Ansatz. Man streitet sich darüber, ob es überhaupt einen Klimawandel gebe, und wenn es ihn denn gibt, wie man ihn erklären kann – ist er eine Laune der Natur, oder ist es vielleicht doch der Mensch? Dabei gibt es gar nichts zu erklären. Der menschengemachte Klimawandel ist seit über hundert Jahren vorausgesagt worden – am deutlichsten Ende der fünfziger Jahre. Da haben die Forscher Hans Suess und Roger Revelle geschrieben: «Wir machen mit der Erde ein Experiment, dessen Ausgang ungewiss ist und das wir nicht wiederholen können.»

Wie kamen die Forscher zu dieser Einschätzung? Aufgrund von Messungen. Sie hatten festgestellt, dass der Gehalt an Kohlendioxid (CO<sub>2</sub>) in der Atmosphäre in den Jahren zuvor ständig angestiegen war. Ausserdem hatten sie durch die Messung der Anteile der Kohlenstoff-Isotope herausgefunden, woher dieses zusätzliche CO<sub>2</sub> stammte: aus der Verbrennung der fossilen Brennstoffe Kohle, Erdöl und Erdgas.

Das sind Fakten.

Ebenfalls seit langem bekannt ist die Tatsache, dass CO<sub>2</sub> wie alle drei- und mehratomigen Moleküle – auch Wasserdampf – Wärmestrahlung absorbiert. Wer jemals in einer Wüste übernachtet hat, kennt das: Weil die Luft dort sehr trocken ist, wird es in der Nacht empfindlich kalt. Die Wärme wird weitgehend ungehindert in den Weltraum abgestrahlt. Tropennächte sind warm, weil die Luft feucht ist. Der Wasserdampf in der Luft behindert die Abstrahlung, deshalb ist es wärmer.

### Holz oberhalb der Baumgrenze

Genau so wirkt CO<sub>2</sub>, nur nicht so stark und auffällig. Darüber gibt es keine wissenschaftliche Kontroverse. Diese drei Fakten sind unbestritten:

- 1 — Der CO<sub>2</sub>-Gehalt der Atmosphäre nimmt zu.
- 2 — Das zusätzliche CO<sub>2</sub> (heute 32 Prozent und nicht 3 Prozent, wie es im «Lehrmittel» der *Weltwoche* steht) stammt aus der Verbrennung von fossilen Brennstoffen.
- 3 — Mehr CO<sub>2</sub> führt zu einer Erwärmung.

Hier beginnen die Kontroversen: Wie viel Erwärmung? Und wie schnell? Dazu gibt es Schätzungen, Vermutungen, Berechnungen und Meinungen, aber keine gesicherten Fakten.

Eine wichtige Kennzahl ist die Klimasensitivität von CO<sub>2</sub>. Sie sagt, um wie viel Grad Celsius sich die Erde bei einer Verdoppelung des CO<sub>2</sub>-Gehalts der Atmosphäre erwärmt. Diese Zahl kann man nicht messen, weil wir keine zweite Erde haben, mit der wir experimentieren können. Man muss sie berechnen. Die Resultate der Berechnungen streuen über einen Bereich von 1,5 bis 4,5 Grad Celsius, allerdings mit 3 Grad Celsius als wahrscheinlichstem Wert. Das ist die Gleichgewichtserwärmung. Selbst wenn der CO<sub>2</sub>-Gehalt ab heute nicht mehr stiege, würde es noch Jahrzehnte dauern, bis das neue Gleichgewicht erreicht wäre. Das liegt an der grossen Trägheit des Klima-

### Wir wissen nicht genau, welches die Ausgangstemperatur vor der Industrialisierung war.

systems. Diese Trägheit ist auch die Ursache für Professor Schlüchters Gletscherholz (*Weltwoche*-Sonderheft über das Klima). Die Tatsache, dass man oberhalb der Baumgrenze Holz findet, beweist nicht, dass es früher wärmer war. Es zeigt bloss, dass die Baumgrenze noch lange nicht dort ist, wo sie aufgrund des gegenwärtigen Klimas hingehört. Bis sie dort ist, dauert es Jahrhunderte.

Um wie viel ist denn die globale Temperatur schon angestiegen? Und wie viel davon ist menschengemacht? Wir wissen beides nicht. Wir wissen nicht genau, welches die Ausgangstemperatur vor der Industrialisierung war, und wir wissen nicht, welche Temperatur wir heute ohne zusätzliches CO<sub>2</sub> hätten. Aber letztlich ist das unerheblich. Was wir wissen, ist, dass die natürlichen Schwankungen, die durch Änderungen der Meeresströmungen, Schwankungen der Sonnenaktivität, Vulkanausbrüche, Veränderungen der Grosswetterlage und andere Prozesse verursacht werden, von einer stetig zunehmenden Erwärmung überlagert sind. Wenn es von Natur aus kälter würde, würde es weniger kalt, wenn es von Natur aus wärmer würde, würde es noch wärmer werden. Und wenn es von Natur aus gleichbliebe, wäre die beobachtete Erwärmung zu 100 Prozent menschengemacht.

Was heisst das jetzt für die Klimapolitik? Klar ist, dass es irgendeinmal keine Emission von

CO<sub>2</sub> mehr geben darf. Wann? Je nachdem, welche Klimasensitivität die richtige ist. Wenn 1,5 Grad Celsius pro Verdoppelung richtig ist und wir die Erwärmung auf 2 Grad Celsius beschränken wollen, haben wir 140 Jahre Zeit – aber nur, wenn wir heute mit Reduzieren anfangen. Wenn sie 3 Grad Celsius beträgt, müssen wir in knapp 60 Jahren so weit sein. Aber wir werden nicht heute damit beginnen, nicht in der Schweiz und schon gar nicht weltweit.

### Logik geht anders

Beeinflussen können wir in der Schweiz ja nur unsere eigene Politik. Da herrscht zurzeit Verhältnisblödsinn. Unsere Stromproduktion ist bereits weitgehend CO<sub>2</sub>-frei. Der Strom kommt aus Wasserkraft und Kernkraftwerken. Bleiben die übrigen 75 Prozent der Energie. Sie stammen heute noch aus fossilen Quellen. Wie verhindert man diese Emissionen? Weniger fliegen? Gar nicht mehr fliegen bringt 2 bis 3 Prozent. Weniger Auto fahren? Gar nicht mehr Auto fahren bringt um die 30 Prozent. Industrie, Dienstleistungen und Haushalte müssten aber auch noch ohne fossile Energie auskommen. Selbst die radikalsten Vorschläge, die man aus der Politik vernimmt, bringen praktisch nichts – ausser einem guten Gewissen. Dabei will man je nach Partei 2025, 2035 oder 2050 CO<sub>2</sub>-frei sein. Logik geht anders!

Ein beliebtes Rezept heisst: Wir ersetzen alle fossilen Brennstoffe durch erneuerbare Energiequellen wie Sonne, Wind und Geothermie. Das gehe problemlos, hört man seit Jahren. Wirklich? Deutschland hat das Experiment gemacht. Das Land hat in den letzten zehn Jahren Hunderte Milliarden Euro für Wind- und Sonnenenergie ausgegeben und praktisch nichts erreicht. Seit 2011 ist der CO<sub>2</sub>-Ausstoss Deutschlands praktisch gleich geblieben. Dabei haben sie nur die Stromversorgung umgestellt. Die übrigen Sektoren rauchen weiter vor sich hin. Deutschland hat uns vorgemacht, wie die Energiestrategie 2050 funktioniert: gar nicht!

Wir haben die Wahl: Wir verzichten auf den grössten Teil der Energie und fallen zurück in das vorindustrielle Zeitalter. Allerdings muss die Welt jetzt zehnmal mehr Menschen ernähren als damals. Es wäre eine unvorstellbare Katastrophe. Oder – wir stellen die Energieversorgung um. Die ganze Energieversorgung,



**Weniger Abfall:** Modell eines künftigen modularen Kernkraftwerkes, das aus sechs bis zwölf kleinen Reaktoren besteht.

nicht bloss die Stromversorgung. Nach der seit 300 Jahren fortschreitenden Umstellung von den erneuerbaren Energien (Holz, Wasser, Wind und Tiere) zu den fossilen muss jetzt die Umstellung von den fossilen Energien zu den nuklearen folgen. Die Kernreaktoren der Zukunft werden nicht sein wie die in Gösgen oder Leibstadt. Es werden Reaktoren der dritten und vierten Generation sein, wie sie in China, Korea und Russland gebaut werden und wie man sie in China, Kanada und den USA entwickelt. Es wird Klein- und Kleinstreaktoren geben, die dezentral eingesetzt werden und die in Fabriken vom Fliessband laufen. Es wird Reaktoren mit schnellen Neutronen geben (schnelle Reaktoren), die langlebigen Abfall als Energierohstoff brauchen, und Thorium-Reaktoren als Alternative zu Uran.

Nein, der Uranbestand geht nicht in sechzig Jahren zu Ende, wie man etwa hört. Mit schnellen Reaktoren wird all das Uran-238, das bei der Anreicherung angefallen ist, zu Energierohstoff, und die Uranminen können für tausend Jahre geschlossen werden. Hochtemperatur-Reaktoren, entweder gasgekühlt oder mit Salzschnmelze, liefern Prozesswärme für die Industrie und dienen der Herstellung von synthetischen Treibstoffen. Drucklose Klein-

reaktoren übernehmen die Heizung der wachsenden Städte. Allen Reaktortypen ist etwas gemeinsam: Sie sind so konstruiert, dass sämtliche Auswirkungen jedes denkbaren Unfalls auf die Anlage beschränkt bleiben.

Und die gigantischen Berge von Atommüll? Abfälle aus Kernreaktoren sind das beste Argument für Kernenergie! Erstens gibt es mehrere Millionen Mal weniger Abfall als bei anderen Methoden der Energieproduktion, und zweitens entsorgt er sich selbst, indem er zerfällt. «Ja, aber das dauert ewig!», hört man. Radioaktive Stoffe, die «ewig» brauchen, um zu zerfallen, sind so schwach radioaktiv wie Granit, also harmlos, und hochaktive Stoffe zerfallen schnell. Wenn man die plutoniumartigen Elemente abtrennt und verwertet, müssen die Spaltprodukte einige hundert Jahre sicher gelagert werden, nicht einige hunderttausend. Ich war kürzlich im Schloss Thun. Das steht seit 800 Jahren. Sie wären dort gut aufgehoben.

Nein, wir müssen nicht die Gesellschaft umbauen, um das Klima zu retten. Das können wir gar nicht, ohne unabsehbaren Schaden anzurichten. Wir müssen unsere energetische Infrastruktur umbauen, und zwar so schnell wie möglich und weltweit. Das Prinzip der Vor-

sicht gebietet, dass man bei Unsicherheit nicht die harmlosere Variante voraussetzt. Wir sollten daher sicherheitshalber davon ausgehen, dass die Klimasensitivität von CO<sub>2</sub> eher 3 Grad Celsius ist oder mehr. Sollte sie kleiner sein, umso besser.

Es gibt viele Leute, die jetzt vor einem Dilemma stehen: Wegen Greta sind sie plötzlich Klimaaktivisten und -aktivistinnen geworden, aber sie waren immer gegen Kernenergie und haben deshalb für die unselige Energiestrategie 2050 gestimmt. Sie müssen sich jetzt entscheiden. Sie müssen Farbe bekennen. Alle, die immer noch gegen Kernenergie sind, haben im Grunde kein Problem mit dem Klimawandel. Sie haben eine andere politische Agenda. Sie wollen dem Klimaproblem die freie Marktwirtschaft opfern.

**Simon Aegerter** ist Physiker und hat 1966 beim Klimapionier Hans Oeschger in Bern promoviert. In seiner langen beruflichen Laufbahn betätigte er sich als Forscher und Forschungsförderer, war Technorama-Direktor und Unternehmer und nebenher Präsident diverser wissenschaftlicher Stiftungen sowie Chefphysiker der Armee. Über all die Jahrzehnte hat er die Fachliteratur zum Klimawandel verfolgt und gelegentlich darüber populärwissenschaftlich berichtet.

## Personenkontrolle

**Cassis, Parmelin, Maurer, Kern, Hegglin, Graber, Berset, Stöckli, Müller, Schneider-Schneiter, von Graffenried, Nordmann, Oberholzer, Lauber, Klett, Pfiffner, Merkli, Thunberg, Svensson, Lucas, Johnson**

**Ignazio Cassis**, Diplomatschreck, schickt seine Botschafter auf die Strasse. Unter dem Motto «Meet the Ambassadors» (Triff die Botschafter) sollen die Spitzendiplomaten aus dem Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) ihre jeweiligen Heimatkantone besuchen und sich mit der Bevölkerung austauschen. Dafür wurden neun Teams gebildet, wovon jedes 7000 Franken zur Verfügung hat. Insgesamt kostet die Botschaftertour also 63 000 Franken. Rund die Hälfte davon ist laut EDA für Apéros mit der Bevölkerung vorgesehen. Gestartet wird in Graubünden, danach geht es in die Zentralschweiz, in den Aargau, nach Basel-Stadt und Baselland, nach Bern, ins Tessin, nach Zürich, in die Waadt und nach Freiburg – und ins Wallis. Dies sei eine Möglichkeit, die Aussenpolitik und die Arbeit der Schweizer Diplomatie der Bevölkerung näherzubringen, heisst es beim EDA. Was jedoch schwieriger werden könnte, als es scheint: Mit seinem neuen aussenpolitischen Kurs hat Cassis laut internen Quellen viele EDA-Diplomaten aufgeschreckt. (hmo)

**Guy Parmelin**, Abstinenzler, zeigt neue Seiten. Bei der Lancierung von Swissmilk Green, dem neuen Label für nachhaltige Schweizer Milch, prostete er freudestrahlend allen zu: dem Bundesratskollegen **Ueli Maurer** (SVP), dem Präsidenten der Schweizer Milchproduzenten **Hanspeter Kern** und dem CVP-Ständerat **Peter Hegglin**, Präsident der Branchenorganisation Milch. Auf das neue Produkt wurde standesgemäß angestossen: mit einem Glas Milch. Für den früheren Waadtländer Weinbauern Parmelin muss das schon fast ein Sakrileg gewesen sein. Aber angesichts des Label-Dschungels in der Schweizer Landwirtschaft ist es wahrscheinlich besser, die Sinne beieinander zu haben. Sonst verliert man leicht den Überblick: Da gibt es Agri Natura, Ämmitaler Ruschtig, Bio Natur Plus, Naturafarm, Naturaplan, Berner Oberland, Knospe Bio, Terrasuisse und so weiter. Und ab dem 1. September 2019 nun auch Swissmilk Green. (hmo)

**Konrad Graber**, Verbotsapostel, verabschiedet sich mit links. Am Dienstag befasste sich



*Erbanspruch:* Green-Party-Politikerin Lucas.



*Aufschrecken:* Aussenminister Cassis.

die ständerätliche Gesundheitskommission mit dem neuen Tabakproduktegesetz von Bundesrat **Alain Berset** (SP). Im Zusammenspiel mit dem Berner Ratskollegen **Hans Stöckli** (SP) boxte der abtretende Luzerner CVP-Ständerat Graber ein fast totales Werbeverbot für Tabakprodukte durch. Dabei gelang es ihm, die eigene Partei umzukehren. Hatten die CVP-Vertreter vor drei Jahren noch mehrheitlich gegen einschneidende Werbeverbote gestimmt, sind sie nun einstimmig dafür. Auf verlorenem Posten stand der freisinnige **Damian Müller**, nebst Graber der zweite Luzerner Ständeherr in der Kommission. Pikant: Als Zielscheibe für seine letzte politische Schlacht hat sich Graber ausgerechnet eine Industrie aus dem eigenen Kanton ausgesucht. In Menziken LU befindet sich das altherwürdige Unternehmen Villiger und in Dagmersellen LU der Schweizer Hauptsitz von Japan Tobacco International. (fsc)

**Elisabeth Schneider-Schneiter**, Fünfsternernationalrätin, rief die Aussenpolitische Kommission (APK) der Grossen Kammer in ihren Heimatkanton Baselland. An der Sitzung beriet die APK die Europapolitik in Anwesenheit von Aussenminister **Ignazio Cassis** (FDP). Als Kulisse für das Treffen wählte APK-Präsidentin Schneider-Schneiter, eine eifrige Befürworterin des Rahmenvertrags mit der EU, ihrerseits einen passenden Rahmen: Man wohnte und speiste im Nobelhotel «Bad Schauenburg», der teuersten Adresse im Baselbiet. Auf Anfrage sagt CVP-Nationalrätin Schneider-Schneiter, den Steuerzahler habe die Zusammenkunft lediglich die üb-



*Ein Glas Milch:* Wirtschaftsminister Parmelin.



*Wogen glätten:* Stadtpräsident von Graffenried.

lichen 180 Franken Spesenpauschale pro Parlamentarier gekostet. Zum Nachtessen habe die Regierung des Kantons Baselland eingeladen. (fsc)

**Alec von Graffenried**, Bademeister, muss die Wogen glätten. Für einmal geht es nicht um die Berner Reitschule, sondern um das Aare-Freibad Marzili unterhalb des Bundeshauses, das in Bern für grosse Aufregung sorgt und um das sich der grüne Stadtpräsident persönlich kümmern muss. Die angejahrte Badeanstalt wird saniert, wobei auch darüber nachgedacht wurde, den für Frauen reservierten Nacktbereich «Paradiesli» aufzuheben. Angesichts des lauten Aufschreis aus Frauenkreisen ist man von dieser Idee nun aber wieder abgerückt, wie die Stadtregierung diese Woche versicherte. Das sorgt allerdings für Unmut bei den männlichen Gästen: Sie beklagen, dass der traditionell von den Männern belegte Badebereich «Bueber» kürzlich sang- und klanglos aufgehoben wurde. Wie verträgt sich das mit dem Gleichberechtigungsgedanken? (fon)



**Roger Nordmann**, Sonnenanbeter, plant die grosse Offensive. In Kürze kommt sein neues Buch in die Läden: «Sonne für den Klimaschutz», so der Titel der deutschen Übersetzung. Darin schlägt der SP-Fraktionschef vor, die Schweiz solle die Stromproduktion aus Solarenergie auf 50 Gigawatt steigern. Das wäre fünfmal so viel wie in der Energiestrategie vorgesehen. Unnötig zu erwähnen, dass Nordmann Präsident von Swissolar ist, also Chef-Lobbyist für Strom und Wärme aus Sonnenenergie. Leider haben seine Pläne bedeutende Schwachstellen: Sie sind erstens unrealistisch und scheitern zweitens häufig auch am grünen Fundamentalismus der eigenen Wählerschaft. Ausgerechnet sie ist es, die den Zubau der erneuerbaren Energien mit Einsparungen blockiert. Was Nordmanns Evangelium widerspricht. (hmo)

**Niklaus Oberholzer**, Sesselrücken, ist als früherer Präsident der Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft wegen seiner Zurückhaltung gegenüber Bundesanwalt **Michael Lauber** jüngst in die Kritik geraten. Jetzt verlässt der SP-Richter das Bundesgericht. Zusammen mit dem bald 66-jährigen Oberholzer treten Ende Jahr noch drei weitere Bundesrichter ab: **Kathrin Klett** (SP) und die beiden Grünen **Brigitte Pfiffner** und **Thomas Merkli**. Der Vierfachrücktritt dürfte namentlich die SVP auf den Plan rufen, die angesichts ihrer derzeitigen Wählerstärke Anspruch auf zwei zusätzliche Richterstellen hat, während die Grünen aktuell mit zwei Richtern übervertreten sind. Ob die Grünen, die sich bereits als Gewinner der eidgenössischen Wahlen im Herbst sehen, auf die freiwerdenden Richtersitze so einfach verzichten werden, ist aber eine andere Frage. (fon)

**Greta Thunberg**, Pippi Langstrumpf für Erwachsene, umgibt sich mit falschen Leuten. Nachdem sie sich mit einer verummten Öko-Kämpferin gezeigt hatte, droht Ungemach von der britischen Ausgabe der Modezeitschrift *Vogue*, deren Titel die 16-jährige Zopfträgerin zieren soll. Das Fotoshooting vor dem Parlament in Stockholm wurde von Kreativdirektor **Johan Svensson** betreut. Der Schwede ist kein Aushängeschild für Gretas Bewegung: Er pendelt viermal in der Woche zwischen Stockholm und London. Von *flygskam* keine Spur. (ky)

**Caroline Lucas**, Lysistrata-Kopie, will **Boris Johnson** als Premierministerin beerben, falls der durch ein Misstrauensvotum im Unterhaus gestürzt wird. Da sie als die einzige Grünen-Abgeordnete keine Mehrheit hätte, strebt sie eine fraktionsübergreifende Koalition aller Frauen im Parlament an. Erstaunlicherweise erhielt sie ermunternden Zuspruch aus allen Parteien. (ky)

## Nachruf



*Wilde Geschichten*: Bloggerin Hingst.

**Marie Sophie Hingst (1987–2019)** — Sie war still und unscheinbar, mit zu grosser Brille, ihr Haar ergraute schon früh. Marie Sophie Hingst erlangte erste Berühmtheit, nachdem sie 2017 für ihren Blog «Read on my dear, read on» als «Bloggerin des Jahres» ausgezeichnet worden war.

In dem Blog, den Hingst seit 2013 führte und dessen Einträge sich am Rande der Fiktion bewegten, erzählte die promovierte Historikerin von den jüdischen Vorfahren einer jungen Frau, viele davon seien von den Nationalsozialisten ermordet worden. Der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem machte sie persönliche Angaben über ihren jüdischen Stammbaum und schickte zweiundzwanzig Opferbögen ein.

An diesen Geschichten biss sich der *Spiegel* fest und publizierte im Juni einen Artikel: Die Recherche habe ergeben, sämtliche Geschichten der Bloggerin seien erfunden, Hingst sei keine Jüdin, sondern Protestantin, im Holocaust war auch keines ihrer Familienmitglieder umgekommen.

Hingst war Lügnerin, aber auch Autorin, die für ihre Worte und ihre Erzählweise Preise gewann und etwa 240 000 Follower hatte. Stirbt ein Autor, gedenkt man – unter anderem – den Texten, die er oder sie schrieb. Hingst erzählte eindringlich, aber ruhig, breitete vor ihren Lesern das Leben einer jungen Frau aus, die sie selbst sein wollte, aber nicht war. Es waren wilde, kühne und romantische Geschichten: Die Kindheit verbrachte die junge Frau in Indien, in Irland und Deutschland, ihre engste Vertraute war die Grossmutter, eine Holocaust-Überlebende. Hingsts Eltern waren arm, die junge Frau erfuhr Antisemitismus und Ausgrenzung. Später studierte sie – Hingst oder ihr ausgedachtes Alter Ego – in Irland, lebte in einem Haus am Meer mit vielen Tieren und einem magersüchtigen Tierarzt, dessen Haut sich über den Handgelenken spannte, so dünn war er.

Sucht man nunmehr ihren Namen im Internet, ihren Blog oder den Twitter-Account, sind diese verschwunden, die Texte und Einträge gelöscht. Hingst und ihre Worte sind verweht wie Laub im Herbstwind. Im Juli nahm sich die 31-jährige Bloggerin in Dublin das Leben – als sehr deutsches Holocaust-Täteropfer.

Peter Keller

**DIE WELTWOCH**

## Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Mit Bildern und Illustrationen

## Dünne Swissness-Kulissen

Von Urs Paul Engeler — Einst stabilisierte sich am Schwing-Wettkampf die mentale Autarkie der Schweiz. Inzwischen ist das sportliche Aussenseiterspektakel zur Massenbelustigung geworden. Wo Tradition und Eigenständigkeit gefeiert werden, ist Beliebtheit, Geschäft und Zeitgeist drin.

Jeder menschliche Anfang ist Biologie. Der waffenlose Kampf von Mann gegen Mann diente in Urgesellschaften zur genetischen Optimierung der Fortpflanzung. Aus den Selektionsgefechten wurden ritualisierte Spiele, die in unterschiedlichen Kulturen sich zu unterschiedlichen Formen ausbildeten: Boxen, Wrestling, Ringen oder Judo. Die zweifellos attraktivste und publikumswirksamste Weiterentwicklung des urtümlichen männlichen Duells gelang den Schweizer Sennen: das Schwingen. Bildliche Darstellungen belegen, dass im Alpenraum der Ringkampf mit den typischen Griffen an den Hosentössen bereits vor der Gründung der Eidgenossenschaft praktiziert wurde, als oft heftiges bis blutiges Spektakel bei Kirchweih- und anderen Dorffesten.

### In der Burgruine

Politisch wurde der aufregende Zeitvertreib 1805. Zwei Jahre zuvor war das verhasste, von Napoleon eingesetzte und gestützte Direktorium der Helvetischen Republik im guerillaartig geführten «Stecklikrieg» gestürzt und gen Westen verjagt worden. Das Land fand wieder zurück zu alten, vertrauten Strukturen, war aber innerlich tief gespalten. Weit offene Gräben trennten Städte und ländliche Gegenden sowie die zentralistischen Reformer von den konservativen Föderalisten. Um solch selbsterstörerische Risse zu kitten, erfand der Berner Franz Sigmund Wagner (1759–1835) die Unspunnenfeste, die er bei Interlaken als nationale Events in der «paradiesischen Hirtenwelt» unter der gleichnamigen Burgruine aufführen liess.

Der Spross einer völlig verarmten Patrizierfamilie, der sich aus einem Kinderheim zum Künstler, Schriftsteller und damals prägenden Kultur- und Geschichtsvermittler Berns emporgearbeitet hatte, realisierte eine geniale Idee. Er inszenierte die tradierten alpinen Kulturformen als gesamtschweizerische Festspiele, um dem heterogenen und wackligen helvetischen Gebilde eine neue nationale Identität zu verleihen. In den Disziplinen Alphornblasen, Jodeln, Steinstossen, Schiessen und Schwingen wurden Sieger gefeiert und mit Ehrenzeichen oder Naturalpreisen prämiert. Der erklärte Zweck des alpinen Mehrkampfes, der als helvetische Adaption der Olympischen Spiele der Griechen gelesen werden darf, war indes nicht sportlich, sondern rein vaterländisch. Das

Treffen solle «die Stimmung aller Anwesenden für Freyheitssinn, für Eintracht und wahres Volks- und Menschenglück» wecken, was trotz mehrtägigen Dauerregens «auf's vollkommenste erreicht» worden sei, hielt Intendant Wagner fest. Tatsächlich gelang es in den Folgejahren, das Land zu stabilisieren, die französische Fremdherrschaft ganz abzuschütteln und einen eigenständigen, modernen Bundesstaat zu schaffen.

1808, nach der zweiten Auflage des Fests, liess Sigmund Wagner, der beide Veranstaltungen konzipiert und geleitet hatte, in seiner bilanzierenden Schrift «Das Hirtenfest von Unspunnen oder die Feyer des fünften Jubiläums der Schweizerischen Freyheit» sich vor allem vom Schwingen begeistern, das von 36 Kämpfern bestritten wurde. In einer längeren Passage schilderte der Bernburger, offensichtlich hingerissen von der Mischung aus Wucht und



Aufbau einer Fassade, vor der alle Internationalisten nach rascher Maskerade zu Premium-Patrioten

Eleganz, das epische Ringen der kräftigen, gewandten und «stolzen» Männer bis zum finalen Gang: «Endlich lag durch einen gewaltigen Schwung seines Gegners der eine unter; der Boden erbebte und ein lauter Jubel der Zuschauer und der Musik beglückwünschten den Sieger.» Die dynamische Athletik der «Söhne des Hochgebirgs» hatte auch die Städter in ihren Bann gezogen. Das Schwingen der Sennen war als Nationalsport etabliert und fortan ein wichtiger Träger der eidgenössischen Unabhängigkeitsidee.

Die Kombination war schlicht perfekt: Ein selbsterfundener, emotionaler, authentischer und singular praktizierter Sport formte, zusammen mit der grossartigen Kulisse der Alpen (Jeremias Gotthelf 1842 am Eidgenössischen Schützenfest in Aarau: «Wie ein Berg im ebenen Lande erhob sich die Eidgenossen-

schaft hellstrahlend unter den Völkern der Ebene»), in einprägsamen Bildern die verbindenden Werte und das Selbstwertgefühl der jungen Nation. Zentral organisiert wurde die Schwingerei nicht; sie wuchs wild bis chaotisch ohne klare Strukturen von unten und fand rasch Resonanz auch in städtischen Regionen.

### Gegen die deutsche Leistungsturnerei

Die Bedeutung der tradierten Wettkämpfe und Spiele für die Stabilisierung einer mentalen Autarkie des Landes zeigte sich erneut, als gegen Mitte des 19. Jahrhunderts von Norden her die deutschnationale Turnvater-Jahn-Bewegung immer stärker in die Schweiz schwappte, zur Bildung der ersten Turnvereine führte und die sportliche Führungsrolle beanspruchte. Es bildeten sich in zwei Lebenswelten zwei Philosophien heraus: hier die urtümlichen, ländlich geprägten, locker geregelten und original schweizerischen Sportarten, die sich immer noch als folkloristische Feste und «Spiele» verstanden; dort die weissgekleidete, organisierte und streng reglementierte moderne Geräte- und Gymnastik-Leistungsturnerei nach deutschen Lehrbüchern, die sich vor allem in akademischen Kreisen durchzusetzen begann. 1846 stellte der Neumünsterpfarrer und Turnpädagoge Gottfried Hiestand den Antrag, die traditionellen sportlichen Betätigungen wie Schwingen oder Steinstossen seien in die Turnfeste zu integrieren. Er hatte gesehen, dass die importierte Turnerei in den ländlichen Regionen wenig populär war, und erhoffte sich von der Fusion «vermehrte Anteilnahme des Volkes am Turnwesen».

Nur die Nationalturner (Steinheben, Steinstossen, Hochweitsprung, Ringen etc.) folgten 1855 dem Lockruf des wachsenden Eidgenössischen Turnvereins (ETV); die Schwinger hingegen, wohlthuend knorrig und individualistisch bis zur Sturheit, widersetzten sich der Vereinnahmung. Während das Nationalturnen im Grossverband zur Randsportart schrumpfte, zelebrierte die unabhängig gebliebene Schwingerei regelmässig grossartige nationale «Schwing- und Älplerfeste», 1889 und 1894 mit weit über hundert Aktiven und vor 5000 bis gegen 10 000 Zuschauern mitten in Zürich. Patriotismus und Heimatgefühle wurden da beschworen; ganz konkret sollten diese Manifestationen in den Städten die neu aufkommenden «fremden» und trendigen Sportformen wie den Fussball zurückdrängen.

Was nicht gelang, aber den Schwingern keineswegs schadete. Der 1895 gegründete Eidgenössische Schwingerverband (ESV), zu dem später die Jodler und die Hornusser stiessen, entwickelte sich als bewusste Neben- oder gar Gegenbewegung zu den boomenden Mainstream-Sportarten. Als Ver-

bandszweck definiert wurde «die Erhaltung, Pflege und Förderung der volkstümlichen Übungen und Spiele». 1900 traten sogar Wettheuer zum kompetitiven Mähen, Zetten, Schwaden und Schöcheln an. Die ESV-Gemeinde schämte sich nicht nur nicht ihres Etiketts «Bauernsport», sie pflegte im Gegenteil aktiv das Image des Alternativen, des Unzeitgemässen, des Unbeugsamen. Konsequenterweise verwarf der ESV 1922 auch den Beitritt zum Schweizerischen Landesverband für Leibesübungen (später: Landesverband für Sport und seit 1997 Swiss Olympic), der als Dachverband alle anderen wichtigen Sportarten umfasste, heute diese international vertritt und vernetzt und den Anschluss an den globalen Geist der Zeit garantiert. Das Behaupten des Eigenen ist der Existenzzweck, die Raison d'être des Schwingerverbands, sportlich und mitunter politisch.

### Die Cüpli-Szene kommt

Obwohl die besten Schwinger längst Spitzensportler sind, oft ihr Arbeitspensum reduziert oder sich von körperlich anstrengenden Beru-

### Die Schwingerei wuchs wild bis chaotisch ohne klare Strukturen von unten.

fen in Tätigkeiten mit mehr Erholungszeit transferiert haben (Zimmermann Samuel Giger und Forstwart Christian Stucki arbeiten als Chauffeure), entziehen die Wettkämpfe sich weitgehend der Logik und Wertungsmethodik des modernen Sports. Es gibt keine Setzliste, ein geheim verhandelndes Kampfgericht mit weitgehenden Befugnissen stellt handverlesen die Paarungen zusammen; es zählt nicht einfach der Sieg, die Niederlage oder das Unentschieden; der Kampfrichter vergibt noch entscheidende Bonus- oder Malus-Noten; der Schlussgang ist kein echter Final, sondern nur der letzte Gang der bis anhin beiden Besten, die allenfalls von einem Dritten noch überholt werden können. Das von aussen kaum zu durchschauende Regelgeflecht lässt es zu, dass bisweilen gar mehrere Sieger gefeiert werden können. Und obwohl bei grossen Festen alle wichtigen Gänge gefilmt und fotografiert werden, gibt es keinen Video-Schiedsrichter, kein Hawk-Eye, keinen Rekurs, keinen Protest, kein Pfeifkonzert, höchstens kurze Flüche. Im Jahr 1900 wurden die Geldpreise offiziell abgeschafft; seither werden *Nötli* nur sporadisch und versteckt überreicht, etwa 2013 in Burgdorf, als der Lebendpreis für den König, der Muni «Fors vo dr Lueg II», in Franken weniger wert war als eine Landwirtschaftsmaschine im Gabentempel.

Diese Beharrlichkeit grenzt an Verweigerung, geht über in Protest gegen den politi-



und Supereidgenossen mutieren.



«Paradiesische Hirtenwelt»: Plakate des baldigen Zuger «Eidgenössischen» und des Schwing- und Älplerfestes Basel von 1898.

schen Trend der internationalen Einbindung des Landes, die Themen internationale Anpassung oder Anschluss an Europa werden zu verpönten Nichtwörtern. Als Bundespräsidentin Ruth Dreifuss (SP) 1995 als Festrednerin des Schwing- und Älplerfestes von Chur offen für den EU-Beitritt der Schweiz warb («Ein Alleingang der Schweiz in Europa

## Wie ein braver Untertan kündigt OK-Präsident Heinz Tännler den Besuch von Blaublütigen an.

ist ebenso undenkbar, wie wenn ein Schwinger allein im Ring kämpfen will»), erntete sie nichts als anhaltende gellende Pfeife. Nachredner Christoph Blocher hingegen, der das Schwingen als Vertrauen in die eigene Kraft eines jeden pries, wurde gemäss Berichterstatern mit «ohrenbetäubendem Beifall» verabschiedet.

Immerhin war Ruth Dreifuss ehrlich. Sie eröffnete den Hunderten von Sportlern und den 40 000 Festbesuchern freimütig die wahren politischen Ziele der Landesregierung. Heute

ist alles ganz anders, auch bei den Festreden, wenn zum angeblich schweizerischsten aller-Feste gerufen wird. Wo Swissness, Tradition und Eigenständigkeit gefeiert werden, ist nicht viel mehr als Beliebtheit, Geschäft und Zeitgeist drin.

Obwohl im Menschengewühl kaum mehr ein Älpler auszumachen ist, heisst die dreitägige Veranstaltung noch immer «Eidgenössisches Schwing- und Älplerfest (Esaf)». Doch die Bratwurst-Bier-Stumpfen- und Kafi-fertig-Kultur wird von der schicken Cüpli-Szene weggespült. Wie ein braver Untertan kündigt OK-Präsident Heinz Tännler (SVP) den Besuch von Blaublütigen wie Fürst Albert von Monaco und König Tupou VI. von Tonga als speziell zu würdigendes Ereignis an. Das fachkundige Publikum stellt kaum einen Fünftel der 350 000 Besucher, die am 24. und 25. August in Zug erwartet werden; die Masse bilden die Modedans, die einen Gammeln nicht von einer spektakulären Souplesse unterscheiden können. Die Selbstdarstellung der Sponsoren stellt sogar die riesige Wettkampfarena in den Schatten.

Schwingerlegenden wie der brillante Techniker Eugen («Geni») Hasler sind irritiert bis enttäuscht: Zu einer «Chilbi» mit Konzerten und Klamauk sei das Esaf verkommen, dominiert von Sponsoren, die mit dem Sport selbst gar nichts anfangen könnten und den echten Schwingerfreunden die raren Plätze in der Arena wegnähmen, klagte der Schwyzer dieser Tage in der *Linth-Zeitung*. Die lauten Töne stimmen mitten in der Stadt nicht mehr die Alphornbläser und Jodler an, sondern momentan angesagte Showstars wie das hippe Berner Pop-Rap-Duo Lo & Leduc oder die geschäftstüchtigen Allzweck-Alpenrocker Gölä und Trauffer. Für die offenbar weniger attraktiven Hornusser fand sich im Kleinkanton kein Plätzchen mehr, um ein Ries (Länge: 200 Meter) auszustecken.

## Migros, Myclimate und Glencore

Den Wendepunkt in der Entwicklung vom Aussenseiterfestival zur Massenbelustigung verorten viele in der Leuchtenstadt Luzern. Das spannende Fest von 2004, das bei schönstem Wetter erstmals stundenlang direkt am Bildschirm zu verfolgen war, habe ein breites

Publikum verzückt und so das Interesse von Sponsoren geweckt. Die Zahlen der Neuzeit beeindruckend: Bis 2001 waren die nationalen Feste mit Budgets von knapp acht Millionen Franken mehrheitlich defizitär, Luzern erwirtschaftete mit einem Zehn-Millionen-Budget zum ersten Mal einen Gewinn; Burgdorf setzte 2013 schon 26 Millionen um. Zug, das die Rückkehr zu bescheideneren Spielen versprochen hatte, arbeitet nun mit der rekordhohen Summe von fast 37 Millionen Franken.

Etwa die Hälfte steuern «Partner» und Sponsoren bei. Eine schier endlose und wahrlich kunterbunte Liste von Organisationen und Firmen investiert beträchtliche Mittel und leistet Gratisarbeiten, um Prestige, Aufmerksamkeit und Gewinne zu ernten: zum Beispiel als «Königspartner» die in Deutschland, den Niederlanden, Polen, der Schweiz und in den USA stationierte Aebi Schmidt Group mit den Schweizer Polit-Verwaltungsräten Peter Spuhler (SVP, TG) und Andreas Rickenbacher (SP, BE), Migros, Feldschlösschen, Amag, Holcim, Myclimate, Glencore, die Schweizer Armee, Swisslos, Sika, SRG, Optigal, die Schweizerische Eidgenossenschaft, die Lobbying-Firma Furrerhugi, die Rieker Schuh GmbH mit Sitz in Tuttlingen (D) oder als «Patronatspartner» die deutschschweizerischen Vermögensverwalter der Beisheim Holding (die Rolle des 2013 verstorbenen Firmengründers Otto Beisheim bei der Waffen-SS wird zurzeit aufgearbeitet).

Der noch immer archaisch wirkende Schwingkampf dient lediglich noch dem Aufbau einer dünnen Swissness-Kulisse, vor der sich alle Internationalisten nach rascher Maskerade mit einem Edelweisshemd chamäleonartig zu Premium-Patrioten und immerzu souveränen Supereidgenossen verwandeln können. Wenn Bundespräsident Ueli Maurer (SVP) am Sonntagvormittag als Festredner auftritt, wird er kaum redlich davon erzählen, dass er als Finanzminister jede neue Forderung der Pariser OECD fotokopiert und dem Parlament zur Genehmigung zuleitet, dass er bei jeder Androhung einer «schwarzen Liste» auf seine Knie sinkt, dass er es, im Verein mit seiner auslandhörigen Verwaltung, zugelassen hat, dass die Banken Zehntausende von eigentlich geschützten Kundendaten nach Frankreich und bald anderswohin ausliefern müssen und dass der Bundesrat weiterhin gewillt ist, die Schweiz in ein Rahmenabkommen mit der EU zu zwingen. Er wird, wie er dies schon 2013 am Esaf von Burgdorf getan hat, die starken Wurzeln, die alten Werte, die Freiheit, Eigenverantwortung und Selbstbestimmung der Schweiz beschwören und dafür den unverdienten Applaus bekommen.

## Traditionen

# Intellektueller Plattwurf

Der Historiker und Journalist Linus Schöpfer legt eine kluge und elegante Kulturgeschichte des Schwingens vor.

Von Peter Keller

**H**ast du ein Ticket? Kennst du jemanden, der noch...? Wie kommt man eigentlich zu Karten fürs Eidgenössische? An diesem Samstagmorgen Anfang August werden ganz andere Fragen gewälzt. «Bleibt es trocken? Gibt es Abmeldungen? Kommt der Wicki?» Auf der Klewenalp ob Beckenried findet ein regionales Bergfest statt. Hier gibt es keinen Medienrummel und kein Gerangel um Eintrittskarten. Plätze hat es genug. Der Eintritt kostet zehn Franken, inklusive eines Chachelis Kaffee mit Schnaps.

Das Siegerrind «Praliné» äugt nervös die eintreffenden Besucher. Der Schwingplatz liegt in einer kleinen, flachen Senke, im leicht ansteigenden Gelände rundherum sind ein paar Reihen Holzbänke aufgestellt. Wer später kommt, hockt auf die Wiese. Buben tollern herum und strecken ihren Idolen ein Käppchen zum Signieren hin. Wer das grosse Spektakel sucht, wird am Eidgenössischen in Zug besser bedient. Dafür findet sich die Seele des Schwingensports eher hier oben, inmitten der Alpweiden.

Es ist alles nicht so einfach, so simpel mit dem Schwingen, schreibt Linus Schöpfer in seinem gerade erschienenen Buch «Schwere Kerle rollen besser». Das Schwingen sei komplex, als Sport und als historisches Phänomen. «Wer glaubt, das Schwingen kenne keine Abgründe, irrt. Wer denkt, das Schwingen sei immer schon da gewesen, täuscht sich. Und wer meint, das Schwingen sei immer dasselbe geblieben, liegt falsch.» Umso kurzweiliger ist es, was der Autor freilegt und daraus macht: eine kluge und auch elegant verfasste Kulturgeschichte der Schweiz rund um das Sägemehl.

### Marx, Nietzsche und Stucki

Schöpfer reist in die mythischen Ursprünge des Schwingens und zeigt, wie die Autoritäten ihre Mühe hatten mit den unfrommen Raufereien. Der Reformator Ulrich Zwingli empfahl, sich von diesen Kämpfen fernzuhalten, «weil es allzu oft ausartet». Der Nidwaldner Landrat verbietet im 17. Jahrhundert das Schwingen gänzlich. Wer trotzdem erwischt wird, muss eine Busse zahlen und wallfahren und anschliessend einen Beichtzettel dem Landammann vorlegen.

Wie Hemingway den spanischen Stierkampf, lässt Schöpfer die dramatischen Schlussgang-Duelle von Grenchen 1950 («Warten auf Vogt»), Zug 1961 («Zweimal durch die Arena getragen»), Stans 1989 («Auf Tutti»), Aarau 2007 («Bester Sport») und Estavayer 2016 («Alles so einfach») als packende Erzählungen auferstehen. In einem anderen Kapitel geht es um die Kommerzialisierung des Sports, was dann alles weniger durchgekaut daherkommt als befürchtet, weil der Autor auch hier wundersame Fundstücke aufgestöbert hat, wie die Geschichte des kleinen Bündner Bergbuben Johannes «John» Lemm (1883–1961), der das Schweizer Sägemehl hinter sich liess und Karriere (und Geld!) machte im Universum des Wrestling, so dass sich selbst die *New York Times* vor dem «Swiss Hercules» verneigte.

Und dann ist da noch die Politik und die Vereinnahmung des Schwingens und die Deutungskämpfe darüber, worin etwa der spezifisch schweizerische Charakter dieses Sports liege. Linus Schöpfer verweist, leicht amüsiert, auf den «Volkskundler» und Pfarrer Franz Joseph Stalder, der das Schwingen um 1800 neu erfunden habe, «als exotisches Erbaumaterial für die Stubengelehrten der frühen Moderne». Was allerdings den Autor und Kulturredaktor des *Tages-Anzeigers* nicht davon abhält, auf der gleichen Seite seines Buches Johann Gottfried Herder, Jean-Jacques Rousseau, Max Weber, Karl Marx, Friedrich Nietzsche und Christian Stucki, den sanften Koloss aus dem Berner Seeland, unterzubringen. Im Ring gäbe es für diesen intellektuellen Plattwurf eine glatte Zehn. Es ist eben alles nicht so simpel beim Schwingen, wie seine Freunde und Feinde gleichermaßen glauben.



Autor Schöpfer.



Linus Schöpfer: Schwere Kerle rollen besser. Warum die Schweiz das Schwingen erfand. Nagel & Kimche. 120 S., Fr. 28.90



Ohne eine einzige Schraube: Tribümenteile der Firma Nüssli.



«Herausforderung Masse»: Projektleiter Frei.

## Unternehmen

# Lego für Grosse

**Von Rico Bandle** — Wenn irgendwo auf der Welt ein sportliches Grossereignis stattfindet, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit die Thurgauer Firma Nüssli involviert. Für das Eidgenössische Schwingfest hat sie das weltweit grösste temporäre Stadion gebaut. Ein Rundgang mit dem Projektleiter.

Was sie machten, sei «Lego für Grosse», sagt Nüssli-Projektleiter Christian Frei. Er weist auf den Wald von Stangen unter den Tribünen hin. 300 000 Standardelemente sind mit Keilen zusammengesetzt, ohne eine einzige Schraube. 3000 Tonnen Material hat man hierfür nach Zug gekarrt. Entstanden ist eine eindruckliche Arena mit 56 500 Plätzen, laut der Firma Nüssli «das grösste temporäre Stadion der Welt». Man habe zwar für andere Veranstaltungen schon ähnlich viele Tribümenteile zusammengestellt, zum Beispiel an Olympischen Spielen, allerdings auf verschiedene Wettkampfstätten verteilt. «Ein einziges Stadion von dieser Grösse mit der entsprechenden Atmosphäre zu erstellen, ist schon einzigartig», sagt Frei.

Zum Zeitpunkt unseres Rundgangs bleiben noch zwei Wochen, bis die Zuschauer in das Stadion strömen und sich die ersten Schwinger gegenseitig auf den Rücken zu werfen versuchen. Die Tribünen stehen fast alle schon, der Rasen im Zentrum strahlt in sattem Grün. Nur das Sägemehl fehlt noch. «Dieser Rasen ist fast so heilig wie jener in Wimbledon», sagt Frei. Seit zwei Jahren werde er liebevoll gepflegt. «Vor drei Jahren in Estavayer ist beim Aufbau verbotenerweise jemand mit dem Gabelstapler darübergefahren. Die Leute haben fast geweint», erzählt er.

Frei, ein sympathischer junger Mann, macht einen entspannten Eindruck. Man befinde sich genau im Zeitplan. Trotz der Grösse sei das Sta-

dion «technisch weder kompliziert noch besonders anspruchsvoll», sagt der erfahrene Nüssli-Mitarbeiter. Das Gelände ist flach, es handelt sich um standardisierte Tribünenbauten. «Die Herausforderung liegt in der Masse an Material», sagt er. Vor allem, weil in diesem Sommer mehrere Grossveranstaltungen zusammen stattfänden. Dies erschwert die Logistik. So hat die Firma auch das 20 000 Personen fassende Stadion für die Fête des Vignerons in Vevey gebaut, die letzte Woche zu Ende gegangen ist.

### Grosseinsatz der Armee

Um genügend Material für das Schwingfest zusammenzukriegen, mussten internationale Nüssli-Standorte aushelfen. Einige Teile stammen von der Formel-1-Strecke in Mexiko, andere aus Dänemark. Eine der sechs Tribünen gehört nicht Nüssli, sondern einem Subunternehmen. «Da muss man aufpassen, dass man das fremde und das eigene Material nicht vermischt», sagt Frei.

Rund achtzig Armeeangehörige sind auf der Baustelle tätig. Ohne sie wäre der Anlass wohl kaum durchführbar. Die Soldaten haben unter Anleitung von Nüssli-Fachleuten die Tribünen aufgebaut, jetzt reihen sie Tausende von Stühlen aneinander. 4000 Mannstunden stellt das Militär den Organisatoren des Schwingfests zur Verfügung. «Dieses Jahr haben wir alles Durchdiener.» Das sei angenehm. «In der Vergangenheit hatten wir auch schon WK-



«Das grösste temporäre Stadion der Welt»: Arena des

Soldaten. Die wechseln ständig, da muss man immer alles neu erklären.»

Damit die siebzehn Meter hohen Schwingfest-Tribünen auch einem Sturm standhalten, sind sie vier Meter tief im Boden verankert. Zudem hängen Dutzende von tonnenschweren Betonelementen an den Stahlträgern. Trotzdem: Sobald eine Windgeschwindigkeit von rund siebenzig Kilometern pro Stunde erwartet wird, muss das Stadion evakuiert werden. «Die Tribünen halten noch viel mehr aus, das sind aber die Vorschriften», sagt Peter Tanner, CEO der Nüssli Event Structures AG, einer Beteiligungsgesellschaft der Nüssli-Gruppe. Die Festzelte rund um das Stadion seien bei einem Sturm wohl eher gefährdet als die schweren Tribünen. «Aber die stammen nicht von uns.»

### Nahe am Konkurs

Die Geschichte der Firma Nüssli ist eng mit dem Eidgenössischen Schwingfest verbunden. 1941 gründete Heini Nüssli in Hüttwilen die nach ihm benannte Zimmerei. Wenige Jahre später erfand er die revolutionäre Keilkuppung für den Gerüstbau, die bis heute zur Anwendung kommt. 1961 baute die Firma die erste Tribünenanlage für das Eidgenössische Schwingfest, das ebenfalls in Zug durchgeführt wurde. Damit fand das Unternehmen einen neuen, zentralen Geschäftszweig. An den Olympischen Spielen in München 1972 lieferte

Nüssli die Tribünen für acht Wettkampfstätten mit insgesamt 30 000 Sitzplätzen. Seither gibt es kaum mehr einen sportlichen Grossanlass oder eine Weltausstellung, bei denen Nüssli nicht im Einsatz ist. Und auch kein Eidgenössisches Schwingfest. Das gegenwärtige in Zug ist das 21., an dem das Unternehmen beteiligt ist.

Trotz des Erfolgs machte Nüssli in den letzten Jahren schwere Zeiten durch. 2014 zog sich die Besitzerfamilie zurück und verkaufte ihre Anteile an Investoren. Eine ganze Abteilung – insgesamt 35 Mitarbeiter – verliess in der Folge

### Einige Teile stammen von der Formel-1-Strecke in Mexiko, andere aus Dänemark.

die Firma und gründete ein Konkurrenzunternehmen. Die Marge geriet unter Druck, hinzu kamen unglückliche Akquisitionen und teure rechtliche Auseinandersetzungen. Als dann der Betreiber des USA-Pavillons an der Mailänder Weltausstellung 2015 in Konkurs ging und Nüssli als grösster Gläubiger auf unbezahlten Rechnungen in der Höhe von 15 Millionen Franken sitzenblieb, stand das Unternehmen kurz vor der Insolvenz.

Die Lage hat sich mittlerweile beruhigt: Neue Investoren schossen zusätzliches Geld ein, die abtrünnige Konkurrenzfirma ist wieder Teil

von Nüssli. «Wir befinden uns aber noch immer in der Turnaround-Phase», sagt Peter Tanner. Rund 400 feste Mitarbeiter beschäftigt die Firma weltweit, der kolportierte Umsatz liegt bei 140 Millionen Franken. Was wohl eher konservativ geschätzt ist, hat sich doch Nüssli allein für die kommende Weltausstellung in Dubai 2020 ein Umsatzziel von 80 Millionen Franken gesetzt.

### Olympia und Fussball-WM

Die zumeist jungen Nüssli-Projektleiter werden in alle Welt geschickt. Peter Tanner erzählt von spektakulären Bauten, die er erstellen durfte. Zum Beispiel eine 36 Meter hohe Tribüne für die Snowboard-Wettkämpfe an den Olympischen Winterspielen 2010 in Vancouver, die auf einem steilen Hang zu stehen kam. Auch die Tribüne für das berühmte Edinburgh Tattoo sei aufgrund der Lage eine grosse Herausforderung gewesen.

Zu den gegenwärtigen Nüssli-Projekten gehört eine temporäre Erweiterung eines Stadions in Doha für die Fussball-Weltmeisterschaft 2022 in Katar. Gearbeitet wurde in der Nacht, am Tag sei es zu heiss gewesen. «Man muss sich immer den örtlichen Gegebenheiten anpassen, das macht die Sache interessant», sagt Tanner. Von den furchtbaren Arbeitsbedingungen für die Bauarbeiter, über die hier viel berichtet wurde, hat er wenig mitgekriegt. «Wir haben vorwiegend mit eigenen Leuten gearbeitet.»

Nicht nur Klima und Mentalität erschweren oft die Arbeit in fernen Ländern, auch die Logistik sei bedeutend komplizierter. «Wenn hier in Zug Material fehlt, weil wir falsch geplant haben, ist das nicht so tragisch, das Lager ist ja nicht weit.» Im Ausland sei die Situation oft völlig anders. Tanner erzählt von einem Projekt in Bata, Äquatorialguinea, wo er eine Stadionerweiterung für den Afrika-Cup realisierte. «Da darf man nichts vergessen, sonst dauert es Wochen, bis das Teil eintrifft.»

Auf der Baustelle in Zug stehen zwar überall noch Kräne herum, doch man hat das Gefühl, der Hauptteil des Tribünenbaus sei vollendet. Selbst gewisse Detailarbeiten sind schon ausgeführt. So sind zum Beispiel alle Zwischenräume unter den Sitzen vergittert, so dass der Abfall nicht unter die Tribüne geschmissen werden kann. «Abfall ist brennbar, das wäre ein Sicherheitsrisiko», sagt Christian Frei. Für alles gebe es Normen, für die Fluchtwege, die Dachkonstruktion, die maximale Anzahl Sitze pro Reihe und vieles mehr. Daran müsse man sich halten, das werde auch kontrolliert.

Frei arbeitet stets an verschiedenen Projekten parallel. Auch schon an jenem fürs Eidgenössische Schwingfest 2022 in Pratteln. Erste Tribünen-Layouts seien bereits erstellt. Aufgrund der Platzverhältnisse werde das Stadion ein bisschen kleiner als jenes in Zug. Aber immer noch gigantisch. ○



Eidgenössischen Schwingfests in Zug.

## Hauptsache, kapitulieren

Von Christoph Mörgeli

Am 29. Juni, zwei Tage vor der angedrohten Nichtanerkennung der Schweizer Börse durch die EU, titelte die NZZ: «Kleine Schweiz – was nun?» In die Ratlosigkeit mischte sich Schadenfreude. Das haben die Isolationisten und Abschotter jetzt davon. Hätte unser Land vor der EU kapituliert, steckten wir nicht in Schwierigkeiten. Zum Glück hat die NZZ ihren verzweifelten Hilferuf nicht 1914 ausgestossen. Oder 1940. Damals herrschte tatsächlich europäische Dramatik. Doch die NZZ stöhnt 2019 über das «Drama um das Rahmenabkommen mit der EU». Es fehlt bei all der Druckerrabenschwärze nur noch die Trauermeldung, es seien irgendwo Fische ertrunken.

Tagelang jammerte die NZZ über das «risikante Machtspiel» und das «bilaterale Desaster»; es drohten «heisse Monate». Und wörtlich las das eingeschüchterte Publikum: «Für die Schweizer Börse könnte die Verweigerung der EU-Anerkennung einen massiven Umsatzeinbruch bedeuten, da mehr als die Hälfte des Handelsumsatzes der SIX auf Marktteilnehmer aus der EU entfällt.» Das ehemals so stolze Blatt von der Zürcher Falkenstrasse gab sich gegenüber Brüssel als unterwürfiges Turteltäubchen: «Keine Schützenhilfe für die Schweiz». Und die NZZ befahl den SVP-Bundespräsidenten auf die Kommandobrücke, um den drohenden Zusammenprall durch Nachgeben beim Rahmenvertrag zu verhindern: «Es braucht ein kleines Wunder von Ueli Maurer».

Mittlerweile hat Ueli Maurer ein anderes kleines Wunder zustande gebracht. Als Gegenmassnahme zur rein politisch begründeten EU-Erpressung der Nichtanerkennung der Schweizer Börse lässt die Schweiz die Titel der heimischen Konzerne seit dem 1. Juli nur noch an hiesigen Börsen handeln. Am 9. August vermeldete die NZZ kleinlaut: «Der grosse Knall ist ausgeblieben». Und weiter: «Die Aufhebung der Börsenäquivalenz hat der Schweizer Börse SIX nicht geschadet.» Jedenfalls nicht «vordergründig», wurde nachgeschoben. Es gab aber auch «hintergründig» keinen Schaden.

Die NZZ am Sonntag vermeldete, der Monat Juli – der erste ohne Börsenankennung durch die EU – sei «ein exzellenter Monat» gewesen. Das Handelsvolumen an der Schweizer Börse habe um 26 Prozent zugenommen. «Die EU-Strafmassnahmen wirkten sich positiv aus», heisst es plötzlich. Bezüglich EU-Rahmenvertrag ist die NZZ ein Sekundenzeiger der Geschichte. Sekundenzeiger gehen selten richtig.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Noch tanzt der Eisbär nicht richtig

Von Peter Bodenmann — Die CVP will die Explosion der Gesundheitskosten bremsen. Gut so. Die Unterschriftensammlung stockt aber. Warum?



Der Klimawandel ist das Mega-Wahl-Thema. Trotzdem stockt die Gletscher-Initiative. Wieso?

Initiativen sind keine Selbstläufer. Unterschriften sammeln ist kein Zuckerschlecken.

**Beispiel 1:** 30 000 Schweizerinnen und Schweizer haben vor dem Start der Gletscher-Initiative schriftlich versprochen, sie würden je mindestens vier Unterschriften sammeln. Trotzdem hat die Initiative den feinen Sand der Gletschermilch im Getriebe. Noch sind die Unterschriften nicht zusammen. Und dies, obwohl die Jugend hochmotiviert ist. Und dies, obwohl die Klimaerwärmung vorerst das Wahlthema Nummer eins ist und bleibt.

Das Problem: Die komplizierte Gletscher-Initiative ist zu wenig radikal. Sie ist ein Kind, das der politischen Logik der zur Bell-Verwaltungsrätin mutierten Alt-Bundsrätin Doris Leuthard folgt. Gleichzeitig mehr Fleisch verkaufen und das Klima schützen, geht selbst wissenschaftlich nicht.

Seit dem Start der Initiative hat sich zudem viel verändert, zum Guten hin. Bosch mit seinen 140 000 Angestellten weltweit wird schon 2020 klimaneutral. Die Städte Oslo und Zürich wollen es bis 2030 schaffen. Und ganz Bayern mit seinen 12 Millionen Einwohnern bis 2040. Die gutgemeinte Gletscher-Initiative, die bis 2050 zuwarten will, kommt da wie der Schnee vom vorletzten Winter daher.

**Beispiel 2:** Die Kosten im Gesundheitswesen explodieren. Sparen will niemand, erst recht nicht in Zeiten, in denen uns wegen der

Nationalbank die nächste Rezession ins Haus steht. Die CVP will mit ihrer Initiative immerhin verhindern, dass die Kosten des Gesundheitswesens schneller steigen als die Löhne. Und so über faktisch unvermeidliche Globalbudgets alle Akteure dazu zwingen, endlich vernünftig zu werden. Leider hat die CVP nicht den Mut, die zu hohen Pharmapreise von Roche und Novartis, die zu hohen Einkommen vieler Ärztinnen und Ärzte sowie den regionalen Spitalwahnsinn anzuprangern. Auch die nachweislich unfähigen Krankenkassenbürokratien werden geschont. Initiativen müssen emotionalisieren. Emotionen brauchen Feindbilder. Folglich muss, wer Kostenexplosionen stoppen will, plakativ sagen, wer künftig den Gürtel etwas enger schnallen soll. Das alles gehört leider nicht zu den Kernkompetenzen der CVP.

Um Schwung in die Debatte zu bringen, müsste die SP die Initiative der CVP unterstützen. Und die CVP die Prämieninitiative der SP. Und gemeinsam müssten die beiden Parteien einen Staatsfonds schaffen und diesen im Interesse der kleinen und mittleren Einkommen nachhaltig melken. 800 Milliarden liegen in den Tresoren, in den Aktiendepots und auf den Konten der Nationalbank. Zugreifen statt kneifen wäre angesagt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Goldene Zeiten

Von Kurt W. Zimmermann — Wer in kurzer Zeit richtig viel Geld verdienen will, der beteiligt sich an einem Medienunternehmen.

Die NZZ spielte auf den Film «Wall Street» an, in dem Michael Douglas den Finanzhai Gordon Gekko spielt.

«Gordon Gekko hält Einzug am Schweizer Medienmarkt», titelte das Blatt. Das war im Juli 2014.

Erstmals in Europa stieg damals ein US-Investor in grossem Stil bei einem Medienunternehmen ein. Die New Yorker Beteiligungsfirma KKR kaufte die Hälfte von Ringiers Scout-Gruppe, die deren digitales Kleinanzeigengeschäft betreibt. KKR zahlte dafür 170 Millionen Franken. Keine zwei Jahre später verkaufte KKR den Anteil für 450 Millionen an die Mobiliar-Versicherung. Es war ein Bombengeschäft.

Seitdem hat sich dasselbe Muster öfter wiederholt. Medienunternehmen sind für Anleger aus dem Private Equity äusserst begehrte Zielobjekte. Denn Medien versprechen hohe Gewinnchancen.

Allerdings, wie wir noch sehen werden, ist nur eine bestimmte Gruppe von Verlagen für die Finanzmärkte dermassen attraktiv. Ringier und Tamedia beispielsweise sind es, die NZZ-Gruppe ist es nicht.

Der neuste Fall ist der Axel-Springer-Konzern in Berlin. KKR übernimmt rund dreissig Prozent des deutschen Verlags und bezahlt dafür über zwei Milliarden Franken. Das viele Geld bezahlen die Amerikaner allerdings nicht für Springers Zeitungen wie *Bild* und *Die Welt*. Die sind ihnen egal.

Sie bezahlen, weil Axel Springer so erfolgreich in digitalen Märkten operiert. 87 Prozent des Gewinns stammen inzwischen aus diesem Bereich, besonders aus der Online-Vermittlung von Stellen und Immobilien. Der Einstieg von KKR trieb den Firmenwert von Springer an der Börse um zwei Milliarden nach oben, weil er die richtige Strategie des Hauses bestätigte.

Damit sind wir beim Unterschied von attraktiven und unattraktiven Medienhäusern. Attraktiv sind jene, die ihre früheren gedruckten Kleinanzeigen für Jobs, Immobilien, Autos und Alltagsgüter erfolgreich ins lukrative Internet verschieben konnten. Unattraktiv sind jene, die weiterhin auf ihren Papierzeitungen sitzen, deren Anzeigenerlöse rasant schrumpfen.

So ist die NZZ zwar die renommierteste Zeitung der Schweiz und die *Frankfurter Allgemeine* ihr Pendant in Deutschland. Beide Verlage aber sind, weil sie das Internet-Business verschließen, finanzielle und strategische Sorgen-



Medienkrise? Gordon Gekko (Michael Douglas).

kinder. Bei internationalen Investoren werden sie nie auf den Radar geraten.

Bei Springer, Ringier und Tamedia ist das umgekehrt. Besonders die Zürcher von Tamedia werden derzeit von globalen Beteiligungsunternehmen umschwärmt, die sich bei ihnen einkaufen möchten. Aktiv im Markt sind neben KKR weitere milliardenschwere Private-Equity-Companys wie Silver Lake, Permira, General Atlantic und TCV. Sie suchen für ihre Investments nach erfolgreichen Medienunternehmen, die wie Tamedia den Transfer vom Print ins Internet hochprofitabel gemeistert haben.

Tamedia hat ihre digitalen Plattformen soeben in ein selbständiges Unternehmen ausgelagert und parallel dazu auch ihre Zeitungen in einer eigenen Firma parkiert. Somit kann sich ein künftiger Investor an ihrem digitalen Zukunftsmarkt beteiligen, ohne zugleich ins gestrige Geschäft von *Tages-Anzeiger* und *Berner Zeitung* einsteigen zu müssen. Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, bis das passiert. Tamedias Aktionäre werden dann gehörig Geld verdienen.

Tamedia, Springer und Ringier machen es vor. Sie sind die Sieger in weiterhin goldenen Medienzeiten. Sie haben das Richtige getan, sind finanziell im Schuss und für Investoren hochattraktiv.

Über die sogenannte Medienkrise jammern nur die Verlierer.

# Armut für alle!

Von Henryk M. Broder — Gleichwertige Lebensverhältnisse.

Das Institut der deutschen Wirtschaft (IW) in Köln hat in Zusammenarbeit mit vier Hochschulen die Bundesrepublik sozioökonomisch neu vermessen und ist dabei zu einem überraschenden Ergebnis gekommen: 19 von 96 Regionen sind «schlecht auf die Zukunft vorbereitet», es droht ihnen die Gefahr, «auf der Strecke zu bleiben», «den Anschluss zu verlieren». Als Indikatoren für die Lage in den Regionen dienten u.a. Angaben zur Arbeitslosigkeit, Durchschnittsalter, Geburtenrate, Verschuldung und Versorgung mit Breitband.



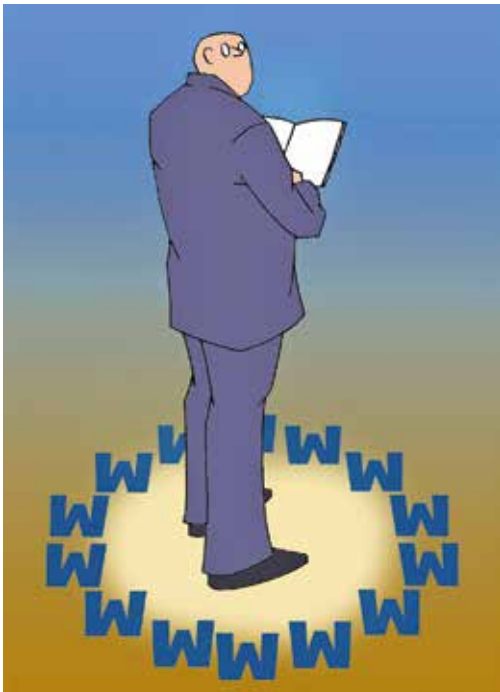
Nun existiert in allen Ländern der Welt ein Stadt-Land-, ein Nord-Süd- beziehungsweise ein Ost-West-Gefälle, sogar in der Schweiz gibt es «arme» und «reiche» Kantone. Wirklich «gleich» sind die Menschen nur vor Gott. Die «Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse» in Deutschland wurde allerdings zu einem Politikziel erklärt und im Artikel 72 des Grundgesetzes festgeschrieben. Obwohl «gleichwertig» nicht «einheitlich» bedeutet, wird das Wort oft so verstanden. Frauen und Männer sollen gleich viel verdienen, Kinder, unabhängig vom familiären Hintergrund, gleiche Bildungschancen haben und Mobiltelefone im Wald ebenso gut funktionieren wie bei Starbucks. «Soziale Gerechtigkeit» ist das Synonym für Gleichheit, obwohl bereits zwei Experimente, die totale Gleichheit herzustellen, im Dritten Reich und in der DDR, krachend gescheitert sind.

Und so ist «Armut» in einem «der reichsten Länder der Welt» ein Dauerthema. Wobei die Schere zwischen «arm» und «reich» immer weiter auseinandergeht, immer mehr Kinder «von Armut bedroht» sind und Rentner Flaschen sammeln, um über die Runden zu kommen. Wie kann das sein?

Es ist eine Strategie zur Herstellung «gleichwertiger Lebensverhältnisse», ganz im Sinne des Artikels 72 des Grundgesetzes. «Gleichwertig» bedeutet ja nicht automatisch «gleich reich». Es kann auch «gleich arm» sein. Hat man das begriffen, wird einem klar, warum der Sozialhaushalt Jahr um Jahr grösser wird – heuer sind es 145 Milliarden Euro oder 41 Prozent des Bundeshaushalts – während immer mehr Arme und Bedürftige versorgt werden müssen. Je mehr Geld ausgeschüttet wird, umso mehr Empfänger stellen sich am Schalter an. Ein geniales Konzept. Armut für alle!

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Mir ist aufgefallen, dass, wenn ich beim Bahnfahren die *Weltwoche* gut sichtbar in den Händen halte oder auf den Klapptisch lege, der gegenüberliegende Sitzplatz meistens leer bleibt. Dadurch habe ich auch in überfüllten Zügen viel mehr Beinfreiheit. Ist mein Vorgehen legitim oder eher egoistisch und verwerflich? *Roland Lemp, Roggwil*

Sie dürfen Ihre *Weltwoche* im Zug ruhig zur Schau stellen. Sie zeichnen sich dadurch auf diskrete Art als kultivierter und interessierter Zeitgenosse aus. Wenn die Mitfahrgäste etwas Abstand nehmen, so nur – daran besteht nicht der Hauch eines Zweifels –, um Sie bei der Lektüre nicht zu stören. Man zollt Ihnen damit lediglich den Respekt, den Sie sich als *Weltwoche*-Leser redlich verdient haben. *Alex Baur*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Man belauert sich gegenseitig, wartet nur auf kleinste Fehler der Gegenseite.» *Marco Hugentobler*

### Das Wohl der Bürger vergessen

Nr. 32 – «Der Staat, dein Feind» von Beat Gygi und Christoph Mörgeli

Aufgrund des Artikels habe ich mich gefragt, wie sich zirka 75 Prozent der Bürger selber zum Feind machen. Denn der Staat besteht aus allen Bürgern unseres Landes. Leider ist es aber so, dass alle Politiker in den Parlamenten und alle Staatsangestellten in den Gemeinden, beim Kanton und beim Bund vergessen haben, dass sie sich zum Wohl dieser Bürger einsetzen müssen. Nicht der Staat macht sich zum Feind, sondern die «Auserwählten» der Politikerklasse, der Staatsbeamten und -angestellten werden durch ihr Handeln zum Feind des Staates. *Bernd Kauke, Burgdorf*

### Hauptsache, Lärm

Nr. 32 – «Paranoia überall»; Alex Baur über den Fall Habte A.

Ich nutze Twitter selbst oft und gerne, stelle aber dasselbe fest wie Herr Baur: Diskussionen sind selten geworden. Stattdessen belauert man sich gegenseitig, wartet nur auf kleinste Fehler der Gegenseite. Jeder will am meisten Lärm machen, jedes Ereignis wird hochstilisiert und für die eigenen Zwecke genutzt. Enden tut alles immer gleich – nämlich so, dass der politische Gegner auch diesmal wieder maximal schuld ist, weshalb man ihm mal so richtig einheizen muss. Jene, die harten, aber sachlichen Austausch bevorzugen, werden abgeschreckt. Und ja, auch manchem Politiker sollte man Twitter vielleicht besser wegnehmen.

*Marco Hugentobler, Opfikon-Glattbrugg*

### Latente Scheinheiligkeit

Nr. 32 – «Frau Merkel, warum gehen Sie da hin?»; David Klein über die Bayreuther Festspiele

Ich möchte vorab zu bedenken geben: Es gibt keine «politische Musik», auch wenn das immer wieder – teilweise auch von Musikern selbst – kolportiert wird. Ein Ton oder ein Akkord sind physikalische Phänomene, und das, was ein Künstler daraus macht, ist in der Regel ein Vorgang, der neurologisch bedingt und wahrscheinlich erklärbar ist. Es gibt auch keine «sozialdemokratische Melodie» oder Phrase. Aber der Autor hat einen lesenswerten Artikel geschrieben, bei dessen Lektüre man sich an die Stirn klatschen könnte ob der Frage, wieso eigentlich noch derart wenig über den betreffenden Sachverhalt geschrieben oder gespro-



«Die «Auserwählten» der Politikerklasse».

chen worden ist. Immerhin kommt in Kleins Beitrag die latente Scheinheiligkeit einer gewissen Politiker-Elite zum Vorschein, wie sie gar nicht so selten, aber umso parteiübergreifender zu beobachten ist. Wie gesagt, Richard Wagner hat nicht nationalsozialistische Musik geschrieben, und was die in Bayreuth jeweils zum Zuge kommenden Dirigenten politisch denken, ist eigentlich wurscht. Aber das ganze Klima und das Umfeld jener Epoche tragen nun mal diesen grauenhaften Makel, der bis heute nicht getilgt ist. Stellt sich nur noch die Frage, wann ein (deutscher) Spitzenpolitiker die Szene betritt und den Mut hat, diesen bayerischen Prestigetempel zum Abriss vorzuschlagen...

*Arno Müller, Kappel*

### Trotzige Machtdemonstration

Nr. 32 – «Beweisforschung ins Blaue»; Roman Zeller über das Bundesgericht

Der Bundesgerichtsentscheid lässt mehrfach aufhorchen, schon wegen des ausländischen Frohlockens über dümmliche Schweizer, die ihren Finanzplatz gar selbst demontieren. Die Steuerverwaltung, angeblich um Rechtssicherheit bemüht, geht mit trotziger Machtdemonstration und hinter dem Rücken Maurers, oder dank dessen nachlässiger Gewährung, in die Berufung. Dies und die unselige Pilatus-Service-Affäre belegen die Übermacht der Verwaltungen, weil deren Chefs, die Bundesräte, liebend gerne auf Reisen gehen, statt ihre

Departemente zu beaufsichtigen. Sodann: Wie kann es sein, dass eine UBS Deutschland Schweizer Konten besitzt? So will es jedenfalls die krasse Schutzbehauptung, weil ja diese Konten auf gestohlenen Discs eingebrannt waren. Wenn man bei der Razzia in Frankfurt tatsächlich dort fündig geworden ist, muss sich die UBS den Vorwurf äusserst fahrlässiger Sicherheitsvorkehrungen gefallen lassen. Und, Unabhängigkeit der Gerichte hin oder her: Wie kann ein SVP-Mann in einer derart ambivalenten Angelegenheit ins Lager der wirtschaftsfeindlichen Grünen überlaufen? Wem es im Wohlstand zu wohl geworden ist, der demonstriert sich selbst: Dies der Zustand der Schweiz, siehe auch Rahmenabkommen.

Hans-Martin Wildi, Binningen

### Gesundheitsgefährdender Krach

Nr. 32 – «Bis die Knochen vibrieren»;  
Rico Bandle über das Wacken Open Air

Irgendwie wundere ich mich über die merkwürdige Affinität der Redaktion zum Genre Heavy Metal (in diesem Fall zum deutschen Phänomen Wacken Open Air), einem Abfallprodukt der damals innovativ-kreativen Rock- und Popmusik. Es ist mir unklar, was man dieser «Bewegung» – also diesem exzessiven Gekreische, diesem monströsen, gesundheitsgefährdenden Krach – abgewinnen kann. Wie kommt ein Magazin wie die *Weltwoche* auf die Idee, über solchen Schwachsinn ernsthaft zu berichten? Erfunden haben diese Schwermetall-Brüder in der Plagiatsfalle gar nichts: Das Urheberrecht für überlaute, chaotische und letztlich zerstörerische Bühnenshows haben Bands wie The Who in den sechziger Jahren. Nein, diese Mentalität des fantasielosen Abkupferns verdient keine Rezension in einem ansonst ernsthaft publizierenden Medium.

Walter Haller, Reinach

### Korrigenda

Die *Weltwoche* schreibt im Artikel «Weniger Auswahl, höhere Preise» (Nr. 32/19), dass Ems-Chemie eine Gewinnwarnung publiziert habe. Dies ist nicht korrekt. Ems hat anlässlich der Publikation des Halbjahresabschlusses kommuniziert, dass für 2019 unverändert ein Betriebsergebnis (Ebit) auf mindestens Vorjahresniveau erwartet werde. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Immer mal wieder führen wir unter Freunden die Diskussion, ob man die Kunst oder die Musik eines Übeltäters, zum Beispiel eines mutmasslichen Kinderschänders (Michael Jackson) oder eines Antisemiten (Richard Wagner), unbeschwert geniessen darf. Wie sehen Sie das? Ronald S., Lausanne**

Ihre Frage läuft darauf hinaus, ob nur charakterlich einwandfreie Menschen eine grosse Leistung – also zum Beispiel in der Kunst oder der Musik – erbringen können. Für uns normale Menschen, die normale Leistungen im Alltag erbringen müssen, ist der einwandfreie Charakter eine berufliche Voraussetzung. Jemanden, der stiehlt, kann man nicht als Buchhalter brauchen. Oder ein mutmasslicher Kinderschänder ist in Erziehungsberufen wie Kindergärtner oder Lehrer nicht zu berücksichtigen. Der gute Charakter ist für Berufe des Alltags, in denen über 90 Prozent der Menschen tätig sind, wichtig. Wobei man auch hier nicht allzu streng sein darf. Also eine kritische Haltung oder etwas vorlaut oder zynisch zu sein und

## Ein charakterlich abstossender Mensch kann grossartige Leistungen erbringen.

dergleichen kann man nicht zum Vornhinein für einen Beruf des Alltags als unannehmbar bezeichnen.

Nun zu Ihrem Beispiel: Viele Menschen finden die musikalischen Leistungen von Michael Jackson grossartig. Seine Leistung wird gewürdigt, obwohl er ein mutmasslicher Kinderschänder war, vielleicht drogensüchtig und vieles mehr. Ich bin der Meinung, dass jemand, der Jacksons Musik schätzt, diese trotz der charakterlichen Schwächen unbeschwert geniessen darf. Hier gilt: Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Es zeigt auch, dass ein Mensch trotz solcher widerlichen Charaktereigenschaften eine

grossartige Leistung erbringen kann. Ist das nicht tröstlich?

Dann gibt es diejenigen, die Michael Jacksons Musik nicht schätzen, weil er keinen besonders einwandfreien Charakter gehabt habe. Sie verurteilen den Charakter als so absolut schlimm, dass sie nicht nur ihn, sondern auch sein Werk – seine Musik – verdammen. Und oft hängen sie dies an die grosse Glocke, um zu zeigen, dass sie selber eben wohl fehlerfrei sind.

Ich glaube nicht, dass jemand die Musik von Richard Wagner deswegen schätzt,

## Bei der Kunst und bei der Musik darf jeder schätzen, was er will.

weil er ein Antisemit war, sondern wohl eher, obwohl er ein Antisemit war. Auch trotz des widerlichen Antisemitismus kann man seine Leistung schätzen.

Ich persönlich halte es mit Richard Wagner allerdings etwas anders. Ich schätze den Komponisten Felix Mendelssohn, der einen jüdischen Hintergrund hatte. Er war zwar selbst nicht Jude, aber er stammt aus jüdischen Verhältnissen. Seine Musik ist ausserordentlich. Ich denke hier an seinen «Lobgesang» oder an «Paulus». Aber Richard Wagner hat Mendelssohn verachtet und ihm auch dauernd Steine in den Weg gelegt. Wahrscheinlich aus antisemitischen Gründen. Da fällt es mir schwer, Richard Wagner zu akzeptieren. Und darum höre ich seine Musik nicht so gerne, weil ich immer daran denken muss, dass der Schöpfer dieser Musik einen anderen, grossartigen Komponisten schädigen wollte.

Aber das ist meine persönliche Sache, denn bei der Kunst und bei der Musik darf jeder schätzen, was er will. Das ist ja das Schöne daran. Die Liebe zu einer Kunstrichtung, einem künstlerischen Werk, einer musikalischen Leistung ist jedem selber überlassen und kann einem nicht genommen werden. Tun Sie sich also keinen Zwang an.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.  
Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# «Verschiebung nach links»

Hat sich die FDP im Wahljahr verrannt? Sollte die CVP mit der SVP zusammenspannen? Sind die Grünliberalen ein Hype? Politgeograf Michael Hermann analysiert die Schweizer Parteienlandschaft.

Von Erik Ebnetter

Michael Hermann, in zwei Monaten wählt die Schweiz ein neues Parlament. Welche Partei ist am ehesten für eine Überraschung gut?

Die FDP oder die SP. Alle anderen folgen einem Trend, ob positiv oder negativ. Sie befinden sich in einem Hoch wie die Grünen oder in einem Tief wie die SVP. Das ist bei der FDP und der SP weniger eindeutig.

**Beginnen wir mit der FDP. Sie hat im Wahljahr etwas getan, wovor viele warnen: sich programmatisch neu ausgerichtet, weil ein Thema aufkam, auf das man nicht vorbereitet war. Wie beurteilen Sie diese Reaktion auf die Klimawandel-Debatte?**

Es ist ein Spiel mit hohem Einsatz. Die Gefahr, bisherige Sympathisanten mit einer solchen Neuausrichtung zu vergraulen, ist grösser als die Chance, neue zu gewinnen. Die FDP puscht ein Thema, bei dem sie die Meinungsführerschaft nicht übernehmen kann. Sie ist keine Öko-Partei.

**Petra Gössi sagt, der Umweltschutz gehöre zur DNA des Freisinns.**

Ich bin skeptisch, ob sie die Wähler davon überzeugen kann. Was ihr gelungen ist: die Journalisten einzuwickeln. Wenn man die Zeitungen liest, hat man das Gefühl, die FDP sei eine grüne Partei. Dabei hat die Fraktion bislang keinen echten Kurswechsel vollzogen. Nicht nur Christian Wasserfallen wird nach den Wahlen alles daran setzen, dass sich nicht allzu viel Grün in das FDP-Blau mischt. Wenn Ruedi Noser die Gletscher-Initiative unterstützt, ist das vor allem symbolisch zu verstehen.

**Die FDP hat also ein Glaubwürdigkeitsproblem?**

Ihr fehlt in der Umweltpolitik ein unverwechselbarer Standpunkt. Petra Gössi müsste versuchen, den Klimawandel zu einem Wirtschaftsthema zu machen. Ich würde die Rezepte der Grünen härter kritisieren, um so die Differenzen zu einer liberalen Umweltpolitik herauszuarbeiten. Das bedingt aber, dass man weiss, wohin die Reise geht – und dafür braucht es Programmdebatten, wie man sie in einem Wahljahr kaum führen kann. Das ist das Problem, vor dem die FDP steht.

**Das zweite Grossthema des Wahljahrs ist die Europapolitik. Die FDP-Fraktion befürwortete im Frühjahr das Rahmenabkommen, noch bevor der Bundesrat die**

**Konsultation dazu abgeschlossen hatte. Könnte das für die Partei zur Belastung werden? Immerhin war es die Europapolitik, das heisst die Abstimmung über den EWR-Beitritt, die einst den Bedeutungsverlust des Freisinns einläutete.**

Dass sich die FDP damit geschadet hat, bezweifle ich. Die Europapolitik gehört zu ihren Kernthemen, und man erwartet da von ihr ein klares Profil. Die Debatte hat sich verändert: Die EU wird wieder mehr als wirtschaftsliberales Projekt wahrgenommen. Man ist nicht mehr automatisch links, wenn man eine stärkere Integration der Schweiz in Europa befürwortet.

**Die FDP will aber mehr sein als eine blosse Wirtschaftspartei und verweist gerne auf die freisinnigen Bundesstaatsgründer. Müsste**

---

**«Die FDP puscht ein Thema, bei dem sie die Meinungsführerschaft nicht übernehmen kann.»**

---

**eine solche Partei nicht skeptischer sein, wenn ein Abkommen die Souveränität des Landes einschränkt?**

Nein, nicht unbedingt. Die Leute, die damit grundsätzlich ein Problem haben, sind längst bei der SVP. Abgesehen davon beschäftigen Souveränitätsfragen die Bevölkerung nicht mehr so stark wie in den Neunzigern. Das zeigte sich bei der Selbstbestimmungsinitiative oder bei dem Referendum über das Waffenrecht. Die Konfliktlinie, die lange Zeit die europapolitischen Lager schied – hier die Souveränisten, da die Internationalisten –, weicht auf. Es geht in der Europapolitik heute mehr um Wirtschaftsfragen. Das lässt sich bei der SP gut beobachten.

**Sie meinen die Debatte über die flankierenden Massnahmen?**

Ja, genau. Es gibt eine integrations-skeptische Linke, repräsentiert durch die Gewerkschaften, die sich in der SP wieder stärker bemerkbar macht. Die Gewerkschaften sind nicht bereit, materielle Interessen wie Lohnschutz für immaterielle Ziele wie offene Grenzen zu opfern. «Europa» war in der SP lange Zeit ein eigentliches Bekenntnis: Wer Sozialdemokrat war, konnte nicht dagegen sein. Das ist heute nicht mehr so klar.

**Sie schreiben jüngst, die SP sei besser positioniert als ihre Schwesterparteien in Europa, weil sie sich längst für breite**

**Schichten geöffnet habe und nicht einfach auf die traditionelle Arbeiterbasis setze. Erwartet die SP nun ein Richtungsstreit, wie sie ihn hinter sich wähte?**

Ein solcher Streit zeichnete sich Ende 2018 ab. Gestandene Sozialdemokraten wie Markus Notter oder Oswald Sigg distanzieren sich damals öffentlich von der SP-Linie, die geprägt war durch Gewerkschafter wie Corrado Pardini und Paul Rechsteiner. Das Ganze gipfelte im Wechsel von Chantal Galladé zu den Grünliberalen. Das genügte: Blitzschnell mässigte die SP ihre Kritik am Rahmenabkommen. Das war augenfällig.

**Was schliessen Sie daraus?**

Die Parteispitze um Christian Levrat weiss genau, dass ihre Basis das Rahmenabkommen unterstützt. Bau- und Industriearbeiter, die von den flankierenden Massnahmen profitieren, bilden nur noch einen kleinen Teil dieser Basis. Die Gewerkschaften vertreten in der SP eine doppelte Minderheit, nämlich Männer im Produktionssektor, während die Partei gerade auch bei Frauen und im Dienstleistungssektor stark ist. Dort findet man die eigentlichen Tieflohnberufe unserer Zeit, zum Beispiel in der Pflege, und in diesen Bereichen wirken die flankierenden Massnahmen kaum. Was also macht Levrat, der Stratege? Er lässt die meinungsstarken Gewerkschafter laufen, solange er nicht fürchten muss, dass ihm die breite Basis wegbreicht. Diese beschäftigt sich ohnehin vermehrt mit anderen Themen.

**Welche Themen sind das?**

Eher weiche, eher postmaterielle. Da hatte Cédric Wermuth die Nase im Wind. Er ist mindestens so links wie Levrat, setzt aber schon länger auch auf Gender und Klima.

**Ist Klima wirklich ein postmaterielles Thema? Die Massnahmen, die vorgeschlagen werden, sind ja nicht gratis.**

Das stimmt. Gerade deshalb lancierte Levrat einen Marshallplan für die Klimapolitik: Er will umverteilen, das ist typisch für ihn. Als Romand ist er nahe an den französischen Debatten. Die Aufstände der Gelbwesten entzündeten sich an der Benzinststeuer. Levrat weiss, dass er aufpassen muss. Eine Fleischsteuer zu fordern, wie das Linke in Deutschland tun, wäre heikel. Und doch ist die Schweiz stärker von den deutschen Debatten geprägt als von den französischen. Levrat muss Leuten wie Wermuth dankbar sein, dass sie diese Perspektive in die Partei einbringen.



«*Spiel mit hohem Einsatz*»: Politbeobachter Hermann.

## Wie steht es um die SVP?

Sie ist das Opfer ihres eigenen Erfolgs. Die eigentliche Europadebatte ist für die Bevölkerung geführt: Eine grosse Mehrheit lehnt den EU-Beitritt ab. Es dominiert ein schon fast technokratischer Ansatz: Wie sichern wir den Marktzugang? Das Rahmenabkommen wirkt je länger, je mehr wie ein Versicherungsvertrag, bei dem es nur noch um das Kleingedruckte geht. Aber wer liest schon das Kleingedruckte? Seit Jahren haben sich die Menschen an den autonomen Nachvollzug gewöhnt. Sie fühlen sich in ihrem Alltag dadurch kaum eingeschränkt. Die Europadebatte wird heute vor allem dann emotional, wenn sie sich um Migration dreht.

## Das ist für die SVP doch keine schlechte Nachricht.

Die SVP überreizte das Thema mit der Durchsetzungsinitiative. Hinzu kommt ein Gewöhnungseffekt: Heute leben mehr Menschen in der Schweiz als zum Zeitpunkt der Masseneinwanderungsinitiative, und trotzdem klagt kaum mehr jemand über Dichtestress wie damals. Gleichzeitig kommen weniger Flüchtlinge nach Europa, und die Zahl islamistischer Attentate ist stark zurückgegangen. Die Frage ist, ob es der SVP gelingt, mit der Klimapolitik eine ähnliche Konstellation zu schaffen, wie es sie bei der Europa- und der Ausländerpolitik gab: allein gegen alle anderen.

## Die SVP führt die Klimawandel-Debatte auf zwei Arten: Sie kritisiert einerseits den wissenschaftlichen Diskurs, andererseits die politischen Massnahmen.

Ich glaube nicht, dass sie sich damit einen Gefallen tut. Dass es einen menschengemachten Klimawandel gibt, ist Konsens bis weit in die SVP hinein. Die wenigsten Menschen fühlen sich von Klimaforschern an der Nase herumgeführt. Wirklich kontrovers ist die Frage, was die Klimapolitik kosten darf. Warum die SVP nicht voll darauf setzt, ist mir ein Rätsel.

## Es gibt die Kampagne mit dem rot-grünen Klimateufel.

Sie funktioniert aber nicht recht. Um was geht es der SVP? Bestreitet sie den menschengemachten Klimawandel? Bekämpft sie die rot-grüne Klimapolitik? Ihre Kommunikation war schon überzeugender.

## Verliert die SVP das *Gschpüri* für die Stimmung im Volk?

Ich weiss nicht, ob dieses *Gschpüri* je so ausgeprägt war, wie es oft heisst.

## Die SVP ist die einzige Partei, die regelmässig Initiativen durchbringt.

Bei den Strafrechtsinitiativen war sie eher Trittbrettfahrerin, ebenso bei der Minarett-Initiative. Richtig ist, dass konservative Positionen in der Politik lange untervertreten waren. Inzwischen sind die Gegner

der SVP vorsichtiger geworden. Früher hätten National- und Ständerat das Rahmenabkommen wohl durchgewinkt, heute schickt es der Bundesrat in die Konsultation. Die Bevölkerung reagiert aber längst nicht immer so konservativ, wie viele meinen. Gerhard Pfister kann ein Lied davon singen.

## Pfister will die CVP konservativer positionieren. Scheitert er damit?

Wenn man die Ergebnisse in den Kantonen anschaut, sieht es nicht gut für ihn aus.

## Was läuft falsch?

Will die CVP ein Alleinstellungsmerkmal eringen, muss sie die ökonomischen Sorgen der bürgerlichen Mitte aufnehmen. Sie versucht es mit ihrer Initiative gegen die steigenden Krankenkassenprämien. Dass der Präsident gleichzeitig ein liberal-konservatives Profil anstrebt, kann für Verwirrung sorgen. Aber die CVP hat nicht primär ein Pfister-Problem. Sie kämpft immer noch damit, aus dem katholischen Getto auszubrechen. Das C im Namen ist dabei keine Hilfe.

## Sollte sie auf das C verzichten?

Ich bin nach wie vor überzeugt, dass eine Fusion mit der BDP das Beste für beide Parteien wäre. Die BDP könnte sich dann als

---

## «Eine Fusion mit der BDP könnte die CVP hingegen nachhaltig stärken.»

---

regionale Alternative zur SVP positionieren. Diese Verbindung von sozialen und konservativen Aspekten, wie die CVP sie in den katholischen Gebieten praktiziert, fehlt in den reformierten Kantonen. Dass es ein Bedürfnis nach dieser Politik gibt, beweisen die guten Ergebnisse der CVP in Majorzwahlen.

## Wäre es für die CVP nicht erfolgversprechender, mit der SVP zusammenzuspannen? Sollte es Pfister gelingen, die Partei konservativer zu positionieren, könnte man sich auf eine Arbeitsteilung einigen: Die SVP würde sich auf die Parlamente konzentrieren, die CVP auf die Regierungen.

Diese Arbeitsteilung gibt es zum Teil ja schon, ohne Annäherung und spezielle Zusammenarbeit. Das Ergebnis ist für die CVP durchzogen. Eine Fusion mit der BDP könnte sie hingegen nachhaltig stärken.

## Bleiben die beiden Parteien der Stunde: die Grünliberalen und die Grünen. Gelingt den Grünliberalen der Umbau von einer Technokraten- zu einer Lifestyle-Partei?

Die GLP hat sicher bessere Chancen als die BDP, sich auf Dauer zu etablieren. Grüne und SP sind weit links positioniert und verschrecken damit viele Gemässigte. Es gibt noch ein paar Sozialliberale in der SP, aber ein junger Daniel Jositsch würde heute eher der GLP als der SP beitreten. Diese Entwicklung dürfte für die SP zum Problem werden.

## Die GLP ist also mehr als ein Hype?

Ein Hype war sie nie. Sie ist die eigentliche Nachfolgerin des LdU. Es war eher seltsam, dass es eine solche Partei zwischenzeitlich nicht mehr gab. Das war nur möglich, weil sich die SP in dieser Zeit stark über Europa definierte und sich fast schon als linksliberale Öffnungspartei präsentierte. Nun gibt es da wieder eine Lücke. Die ist nicht riesig, aber darin lässt es sich gut leben. Die FDP nähert sich zwar von rechts, aber sie wird vor der Mitte stehenbleiben. Alles andere wäre ein Himmelfahrtskommando. In der Mitte, wo die CVP zu Hause ist, fehlte seit dem Ende des LdU eine liberale Alternative. Diese Alternative ist die GLP.

## Wie beurteilen Sie die Grünen?

Vor zwei, drei Jahren prallten sie mit ihren Themen überall ab. Es waren dieselben Leute wie heute, die damals erfolglos ihre Ideen propagierten. Und plötzlich flutscht es. Das zeigt auch, dass Politik nicht einfach von Köpfen geprägt wird.

## Sind die Grünen die grossen Gewinner der guten Konjunktur?

Das kann man so sehen. Die Debatte um den Klimawandel ist sicher auch ein Wohlstandsphänomen. Schon in Süd- oder Osteuropa beschäftigt das die Leute viel weniger.

## Die Grünen sind kaum von der SP zu unterscheiden. Ist das ein Problem für die Partei?

Im Moment ist es eher ein Problem für die SP, weil ihre Sympathisanten, die diesmal ein Zeichen für das Klima setzen wollen, die Grünen als Original wählen können und trotzdem eine sozialdemokratische Politik bekommen. Das Problem der Grünen ist, dass sie seit der Abspaltung der GLP keinen liberalen Flügel mehr haben. Es wird ihnen schwerfallen, bundesratsfähig zu werden.

## Wer, glauben Sie, gewinnt die Wahlen?

Wahrscheinlich gibt es eine grössere Verschiebung nach links. Es könnte sein, dass wir eine ähnliche Wahl erleben wie 1983, als die Grünen zulegten.

## Aber einen Bundesrat werden die Grünen nicht so bald stellen?

Vermutlich nicht, aber was weiss man schon? Mich hat jedenfalls erstaunt, wie selbstverständlich unsere Politiker die Wahl der EU-Kommission als undemokratisch kritisierten. Eigentlich unterschied sich dieses Prozedere gar nicht so sehr von den Bundesratswahlen. Wir wählen auch ein Parlament, ohne zu wissen, wer uns dann regiert.

Michael Hermann, geboren 1971 in Huttwil, ist promovierter Geograf und führt ein Unternehmen, das auf Meinungsforschung und demografische Analyse spezialisiert ist. Er veröffentlicht jeden Monat eine Kolumne im *Tages-Anzeiger* und hat vor drei Jahren einen Essay-Band über die Schweiz vorgelegt («Was die Schweiz zusammenhält»). Hermann lebt in Zürich und ist parteiunabhängig.

## Entsorgte Vergangenheit

Die Politik setzt auf verdichtetes Bauen. Das Ergebnis ist verheerend: Zerstörte Ortsbilder, weggeräumte Kulturschätze. Eine profitblinde Politik droht die Schweiz in eine Betonwüste zu verwandeln.  
 Von Martin Killias



Der grösste Teil der Häuser in der Schweiz stammt aus der Zeit nach 1945. In dieser Zeit wurde unglaublich viel gebaut und ebenso viel zerstört – von uns und nicht von Bombern. Der Verlust an historischer Bausubstanz hat sich in den letzten Jahren beschleunigt, seit das Raumplanungsrecht das Bauen auf der grünen Wiese zunehmend erschwert. Dazu kommen die Nebenfolgen der Tiefzinspolitik: Massenhaft wird Geld in Immobilien angelegt – auch in solchen, die niemand benötigt und nachher leerstehen.

Altbauten werden allmählich zur Rarität. Doch weshalb soll man wenigstens die wichtigen unter ihnen schützen? Ganz einfach, weil sie zu uns gehören, weil sie Teil unserer «Heimat» sind und Identität vermitteln. Als Zeugen machen sie Geschichte erlebbar – und vermitteln ein Gefühl unserer eigenen Relativität. Jahrhunderte lang war das selbstverständlich, wenig wurde zerstört und neu gebaut. Gewiss, Klöster wie St. Gallen, Einsiedeln und viele andere haben um 1700 ihre wunderschönen romanischen Klosteranlagen durch Barocktempel ersetzt, doch letztlich blieb diese Umwälzung überschaubar.

### Wacker werden alle Spuren beseitigt

Erst als gegen Ende des 18. Jahrhunderts weitere prominente Zeugen der romanischen und gotischen Baukunst wie das Grossmünster und die Kathedrale von Lausanne durch frühklassizistische Neubauten hätten ersetzt werden sollen, regte sich Widerstand. Dennoch ging man weiter respektlos mit Baudenkmalern des Mittelalters um. Als die Solothurner ihre Stadtbefestigungen – ein halbes Jahrhundert später als andere Städte – schleifen wollten, entstand 1905 als Gegenbewegung der Schweizer Heimatschutz. Stadtmauern waren inzwischen eine Rarität. Doch fast zeitgleich liess Zürichs Stadtbaumeister Gustav Gull die Fraumünsterabtei und andere Klöster schleifen, und er hätte auch das Schipfe-Quartier durch moderne Bürobauten ersetzt, wenn ihn nicht der Erste Weltkrieg und anschliessend eine neue Sensibilität daran gehindert hätten.

Im 19. Jahrhundert mussten zahlreiche Einzelobjekte gerettet werden. Schlösser wie die Kyburg, die Lenzburg, die Habsburg und das Schloss Chillon und viele andere hätten abgebrochen werden sollen. Andere – so malerische

wie die Schlösser Eglisau, Pfungen und Wasserstelnz – entgingen diesem Schicksal nicht. Im Laufe der Zeit und vor allem seit 1970 hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass es wenig bringt, einzelne Objekte wie Museumsstücke in einer Vitrine zu erhalten, sondern dass darauf geachtet werden muss, Orts- und Stadtbilder zu erhalten und mit Qualität zu entwickeln. Was wären die Zürcher Zunfthäuser in einer Reihe von Glas-Beton-Klötzen?



Gefährdete Idyllen.

Derzeit wird in vielen Gemeinden ausserhalb der Zentren wacker an der Beseitigung aller Spuren der Vergangenheit gearbeitet. Viele Gemeinden entlang des Zürichsees geben bei jeder Gelegenheit schützenswerte Bauten aus verschiedenen Epochen zum Abbruch frei.

Die Schweiz verfügt mit dem Inventar der schützenswerten Ortsbilder (Isos) über eine europaweit einzigartige Erfassung der baulichen, räumlichen und architekturhistorischen Qualitäten aller Ortschaften. Ein Arbeitsinstrument, das sowohl klassisches baukulturelles Erbe wie Schlösser und Burgen als auch jüngere Baudenkmalere wie Arbeitersiedlungen und Industriebauten umfasst. Rund jede fünfte Ortschaft wird als national schützens-

wert eingestuft. Doch ausgerechnet jetzt, wo angesichts des gigantischen Baubooms im Innern der Städte und Ortschaften mehr denn je ein Instrument zum Schutz vor grossflächiger Zerstörung vonnöten wäre, schickt sich ein Teil der Politik an, diesen Schutz aus den Angeln zu heben, indem das Ziel der «Verdichtung» vor dem Ortsbildschutz Vorrang haben soll. Da bei Bauprojekten das Ziel der «Verdichtung» umso leichter angerufen werden kann, je störender und klotziger es daherkommt, laufen die entsprechenden Vorstösse im Parlament geradewegs auf die Aufhebung des Ortsbildschutzes hinaus.

### «Ein schönes Land»

Diese Politik wird oft im Namen der Eigentumsfreiheit betrieben. Das ist jedoch kurzfristig, denn Schutzvorschriften dienen der Werterhaltung. Geschützte Objekte in einer geschützten Umgebung haben gegenüber vergleichbaren Liegenschaften in einer 08/15-Umgebung einen Mehrwert, der schwierig zu beziffern ist, nach ausländischen Studien indessen bis zu 30 Prozent ausmacht. Seit je dienen Bauvorschriften – auch wenn sie die Freiheit des einzelnen Eigentümers einschränken – letztlich der Werterhaltung ganzer Ensembles. Dies gilt für den Denkmal- und Ortsbildschutz in ganz besonderem Masse.

Wer «Deregulierung» fordert, betreibt letztlich eine Politik der Wertvernichtung zu Lasten der grossen Mehrheit der Hausbesitzer.

Es ist an der Zeit, dass die bürgerlichen Parteien die Interessen der Mehrheit der Eigentümer nicht länger gegenüber den Anliegen der Investoren zurücksetzen. Es ist doch verkehrte Welt, dass ausgerechnet diejenigen, die sich für die Erhaltung der Schweiz einsetzen, alles daransetzen, um dieses Land in eine trostlose Betonwüste zu verwandeln. Die Tourismusbranche wie alle Wirtschaftszweige, für die der Standortvorteil wichtig ist, haben ein Interesse daran, dass man noch in zwanzig Jahren sagen wird: «Die Schweiz ist ein schönes Land.»

Martin Killias ist emeritierter Professor für Strafrecht an der Universität Zürich und Präsident des Schweizer Heimatschutzes. Er ist Mitglied der Sozialdemokratischen Partei.

# Hände über dem Kopf

Jugendliche Klimaaktivisten aus Europa trafen sich während einer Woche in Lausanne. Am Ende zogen sie antikapitalistische Parolen skandierend durch die Stadt. Sie wollen die Gesellschaft ändern. Unterstützt werden sie auch von öffentlichen Institutionen aus der Schweiz. *Von Roman Zeller*

«What do we want?», brüllt ein etwa vierzehnjähriger Bub auf der Place de la Gare in Lausanne. Er hat rote Haare und Sommersprossen, seine Stimme ist hoch und grell und überschlägt sich beim Wiederholen der Frage. Die versammelten Klimademonstranten quittieren die Frage mit «climate justice» – Klimagerechtigkeit. Hin und her geht das Spiel, bis die Menge in Jubel ausbricht. Der Junge, rot angelaufen und sichtlich ausser Atem, strahlt vor Glück. Eine Dame, vielleicht Anfang sechzig, applaudiert und klopft ihm anerkennend auf die Schulter.

Es ist der Anfang vom Ende des fünftägigen Sommertreffens in Lausanne, bei dem sich Klimaaktivisten aus 37 Ländern trafen. «Smile for Future» hiess der Anlass, bei dem die nationalen «Strike for Future»-Bewegungen miteinander koordiniert und ein globaler Zusammenhalt geschaffen werden sollte.

## Salvini soll sich fügen

Greta, die erste Klimaaktivistin aus Schweden, ist ebenfalls hier. Sie steht rund vier Meter entfernt da und schützt sich mit ihrem Schild vor der Sonne. Ein Erwachsener steht ihr zur Seite, um sie herum viele Jugendliche. 2500 Menschen sollen insgesamt gekommen sein – «für die Zukunft, eine bessere Gesellschaft und den Planeten», wie es auf der Website von «Smile for Future» heisst. Um fünfzehn Uhr beginnt der Marsch in Richtung See, begleitet von der Parole «System change, not climate change».

Was das bedeute, will ich von Marco wissen. Er trägt Jeans, kein T-Shirt, grinst mich an und singt lautstark. Keine Antwort. Wie sich herausstellen wird, ist er aus Sizilien angereist. Die Tickets für Fähre und Zug habe er vorfinanziert, sagt er. «Hoffentlich wird der Betrag zurückbezahlt.» Das sei ihm so versprochen worden. Ein Fundraising ermögliche die Rückerstattung. Klimastreik Schweiz, die Stadt Lausanne und die Universität Lausanne werden unter anderem als «grösste Donatoren» auf der «Smile for Future»-Website verdankt. Die Universität Lausanne präzisiert: «Wir haben einzig Hörsäle und wissenschaftliches Fachwissen zur Verfügung gestellt», sagt Benoît Fund, stellvertretender Leiter für Nachhaltigkeit. Von der Stadt Lausanne ist vor Redaktionsschluss keine Stellungnahme erfolgt.

Ich frage Marco, wo die Klimabewegung hinführen soll. Er wartet einen Moment, bevor er spricht. Aus den vorderen Reihen der Masse ragen Arme in den Himmel. Die Finger formen



*In die gleiche Richtung:* Klimademonstration mit Greta Thunberg (vorne) in Lausanne.

einen geschlossenen Mund, wie es früher die Kindergartenlehrerin tat. Allmählich verstummt die Masse. Marco sagt kein Wort. Als ein neuer Sprechchor («We are unstoppable, another world is possible») angestimmt wird, führt er aus, dass er genau so wie bis jetzt weitermachen wolle: «Wir demonstrieren weiter, bis jeder auf die Wissenschaft hört.» Ob er glau-

## «Wir demonstrieren weiter, bis jeder auf die Wissenschaft hört.»

be, dass das Matteo Salvini, den italienischen Innenminister, interessiere, frage ich. «I don't care.» Für ihn sei klar, die Politik müsse umsetzen, was die Wissenschaft herausgefunden hat – ganz einfach.

Steht die Wissenschaft über der Regierung? Für die sechzehnjährige Freya aus London und für Frances, achtzehn, aus Bath stelle sich diese Frage gar nicht. «Das sind objektive Fakten, der Fall ist klar.» Das hätten sie auch Boris Johnson, dem britischen Premierminister, in einem offenen Brief mitgeteilt. Sie wollen mit ihm über die Forderungen der Klimajugend sprechen. Diese Ansprüche gingen über reine Umweltmassnahmen hinaus: «Die Bildung muss gefördert und das *right to vote* auf sechzehn Jahre ge-

senkt werden. Es geht um das System», sagt Frances.

Freya und Frances tragen zusammen ein Leintuch mit einem Spruch auf der Vorderseite. Ich folge ihnen und frage, bevor ich sie in der Masse verliere, ob sie in Bezug auf ihr Verhandlungsvorhaben mit Boris Johnson optimistisch seien. «Nein», sagen sie dumpf. Trotzdem probierten sie es weiter. Schon Theresa May habe ihnen zweimal einen Korb gegeben. Ein Austausch war bisher nicht möglich, weshalb das Treffen in Lausanne umso wichtiger sei, damit die weltweite Bewegung in die gleiche Richtung marschiere. «Unglaublich, dass wir uns auf drei Lösungen einigen konnten», sagt Freya und zieht weiter.

## Applaus für Felix aus Deutschland

Er blicke auf eine «ziemlich gute Woche» zurück, sagt Max, 24, aus Wien, während die Menge ein nächstes Lied intoniert: «The oceans are rising, and so are we» – der Meeresspiegel hebt sich, wie auch wir uns erheben. Max streicht heraus, dass die Lausanner Deklaration einstimmig beschlossen wurde. Sie fordert, dass der Temperaturanstieg auf weniger als 1,5 Grad Celsius eingedämmt, Klimagerechtigkeit geschaffen und auf die Wissenschaft gehört werden soll. Zu Tränendramen und Streitereien sei es nur bei Detailfragen gekommen.



Nach gut einer Stunde erreicht der Umzug das Théâtre de Vidy. Auf der Wiese direkt beim See steht eine kleine Bühne, auf der sich die Sprecher der verschiedenen Länder aufreihen und abwechselnd das Wort ergreifen. Tyra, aus Irland, ist eine der ersten. Sie stellt sich vor, streckt einen Arm zur Jubelpose in die Luft, macht einen kurzen Knicks und kreischt ins Mikrofon. Das Publikum ist begeistert, viele winken mit den Händen über dem Kopf, was Applaus bedeuten soll, noch bevor die junge Frau überhaupt mit ihrer Rede beginnt.

Auch Felix, der bald siebzehn wird, jöhlt vor Freude, als er sich und sein Heimatland Deutschland vorstellt. «Wuhu!», schreit er. Nach den Darbietungen treffe ich ihn zufällig auf der Wiese. Als er von seiner Woche in Lausanne erzählt, kommt er auf die Turbulenzen zu sprechen: «Es haben Leute emotional reagiert, ja. Aber eskaliert ist es nicht. Das ist halt so, wenn 450 Leute zusammenkommen.»

Was er als Mitglied der deutschen Klimabewegung fordere? «In Deutschland soll bis 2030 Schluss mit Kohle sein, und nicht erst 2038.» Kein Systemumbau? «Doch.» Also stehe auch er hinter dem Ruf «A, Anti, Anticapitalista», der während der Demonstration von einer kurzhaarigen Frau mit Megaphon, neben ihr ein verummter mit einer schwarz-roten Fahne, angestimmt wurde? «So weit würde ich nicht gehen.» Nein? «Wenn es fürs Klima die einzige Lösung ist, dann schon, sonst nicht. Dass der Kapitalismus langfristig aber nicht die ideale Form ist, sehen wir anhand der Probleme.»

### Wunderschön und teuer

Sie habe erstmals Demokratie in dieser Form erlebt, sagt Elena, 27. Sie sitzt im Schneidersitz auf dem Rasen, neben ihr liegt die neunzehnjährige Veronica auf dem Bauch und stützt den Kopf mit den Händen. Beide stammen aus Moldawien. «Langfristig funktioniert nur diese Form», sagt Elena und erklärt, dass bei «Smile for Future» alle mit allem einverstanden sein müssten. «Nur so wird niemand zurückgelassen.»

Dass es zu Tränen gekommen sei, bezeichnet sie als menschlich. «Alle haben bis spät in die Nacht gearbeitet, der Druck war enorm.» Zudem habe es eher an sprachlichen Missverständnissen gelegen, dass Anwesende mit den Händen jene Symbole formten, die für Unwohlsein oder Ablehnung stehen. Diese Form der Kommunikation habe sich bewährt. «Ich bin mir jedoch nicht sicher, ob dieses Modell weltumfassend möglich wäre», sagt Elena. «Bei gewissen Lebensfragen braucht es das aber, dass alle einverstanden sind.»

Es sei eine Bereicherung gewesen, auf eine neue Weise mit Menschen zu kommunizieren. Sie habe dabei viel gelernt. In Erinnerung bleiben werde ihr auch, wie sauber das Trinkwasser, wie wunderschön und teuer Lausanne sei. «Vor allem aber», sagt Elena, «dass das System hier funktioniert.» ○

## Justiz

# Wie handeln bei Terrorverdacht?

**Der Bund kann islamistische Gefährder ohne richterliches Urteil ausweisen. Das sorgt für Kritik. Wo verläuft die Grenze zwischen vernünftigem Selbstschutz und Polizeistaat? Von Daniel Jositsch**

Das Bundesamt für Polizei (Fedpol) hat in den letzten drei Jahren vierzehn Personen wegen dschihadistisch-terroristischer Gefährdung weggewiesen. Die NZZ schrieb vergangene Woche: «Während die Linke diese Ausschaffungspraxis kritisiert, möchte die Rechte im Umgang mit islamistischen Gefährdern noch weitergehen.» Es stellt sich also die Frage, ob das Fedpol unser Land mit seinem Vorgehen geschützt oder die Grenzen des Rechtsstaats verletzt hat.

In einem Rechtsstaat sind die Vorgänge, die zu einer Bestrafung führen, klar: Zunächst begeht jemand eine Straftat, dann wird er in einem korrekten Verfahren, in dem seine Schuld abgeklärt wird und der Beschuldigte die Möglichkeit zur Verteidigung hat, verurteilt. Wenn aber erst die Gefahr erkennbar ist, dass jemand eine Straftat verüben könnte, dann gestaltet sich die Situation schwieriger, und die Behörden zögern. So zum Beispiel, wenn ein Mann wiederholt unterschwellig Drohungen gegen seine Frau ausspricht, indem er andeutet, dass eines Tages etwas passieren werde, wenn es so weitergehe. «Muss denn zuerst etwas passieren, bevor der Staat eingreift?», ist in solchen Situationen etwa zu hören.

### Tatenlosigkeit wäre unzumutbar

Wir haben den Anspruch, nicht auf blossen Verdacht hin bestraft zu werden, sondern nur für Taten, die wir tatsächlich begangen haben. Es wäre entsprechend unvorstellbar, dass der Mann im vorstehend erwähnten Beispiel für die angedeuteten möglichen Handlungen zu einer Strafe verurteilt würde.

Denkbar ist freilich, jemanden in einem solchen Fall wegen der Drohung zu bestrafen; denn diese hat er ja ausgestossen. Tatsächlich kann das Strafrecht in solchen Fällen in einem präventiven Sinn zur Anwendung kommen. Allerdings müssen solche Drohungen schwer und konkret sein, damit nicht jede unüberlegte Äusserung gleich strafrechtlich verfolgt wird. Ausserdem kann die Strafe für eine solche Tat nur sehr tief ausfallen, denn es ist ja eben noch nichts Konkretes passiert.

Besteht wie bei einem potenziellen Terroristen eine massive Gefährdung der öffentlichen Sicherheit, dann wäre es unzumutbar, wenn der Staat tatenlos zusehen müsste, bis der Täter zur Tat schreitet. Eine blosser Verurteilung wegen einer allfälligen Drohung würde



Präventive Instrumente: Ausschaffung.

zu kurz greifen, da Terroristen sich nicht durch tiefe Strafen abhalten lassen.

Für solche Fälle braucht der Staat präventive Instrumente. Diese müssen einerseits die Gefährdung bannen und andererseits rasch einsetzbar sein. Die im Gesetz vorgesehene Wegweisung bei Gefährdung der öffentlichen Sicherheit erfüllt diese Voraussetzung und ist daher notwendig, um die Terrorgefahr, die von solchen Personen ausgeht, zu bannen.

Besteht dabei die Gefahr des Missbrauchs? Wenn eine Massnahme auf blossen Verdacht hin ausgesprochen wird, besteht immer das Risiko, dass der Betroffene tatsächlich keine Gefahr dargestellt hätte. Daher ist die Hürde für eine solche Massnahme auch entsprechend hoch, denn es muss eine Gefährdung für die öffentliche Sicherheit vorliegen.

Diese Risikoabwägung muss sorgfältig vorgenommen werden, aber sie muss vorgenommen werden, da sich sonst ein wirkungsvoller Schutz unseres Landes nicht gewährleisten lässt.



Daniel Jositsch ist Ständerat (SP, ZH) und Professor für Strafrecht an der Universität Zürich.

# Gaillards Märchenstunde

Der Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung rügt die hohen Bezüge der Bundeskader. Gleichzeitig redet Serge Gaillard den eigenen Lohn klein. Und wollte diesen unlängst bei einer Überprüfung nicht senken lassen. *Von Christoph Mörgeli*

Warum der Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung den Tamedia-Zeitungen letzte Woche ein Interview gewährt hat, bleibt etwas schleierhaft. Der Chefbeamte könnte seine Anliegen ja eigentlich jederzeit seinem direkten Vorgesetzten, Ueli Maurer, vortragen. Umso mehr, als Gaillard eben erst betont hat, er stehe als Person nicht gerne im Rampenlicht: «Der Auftritt ist für mich Mittel zum Zweck.»

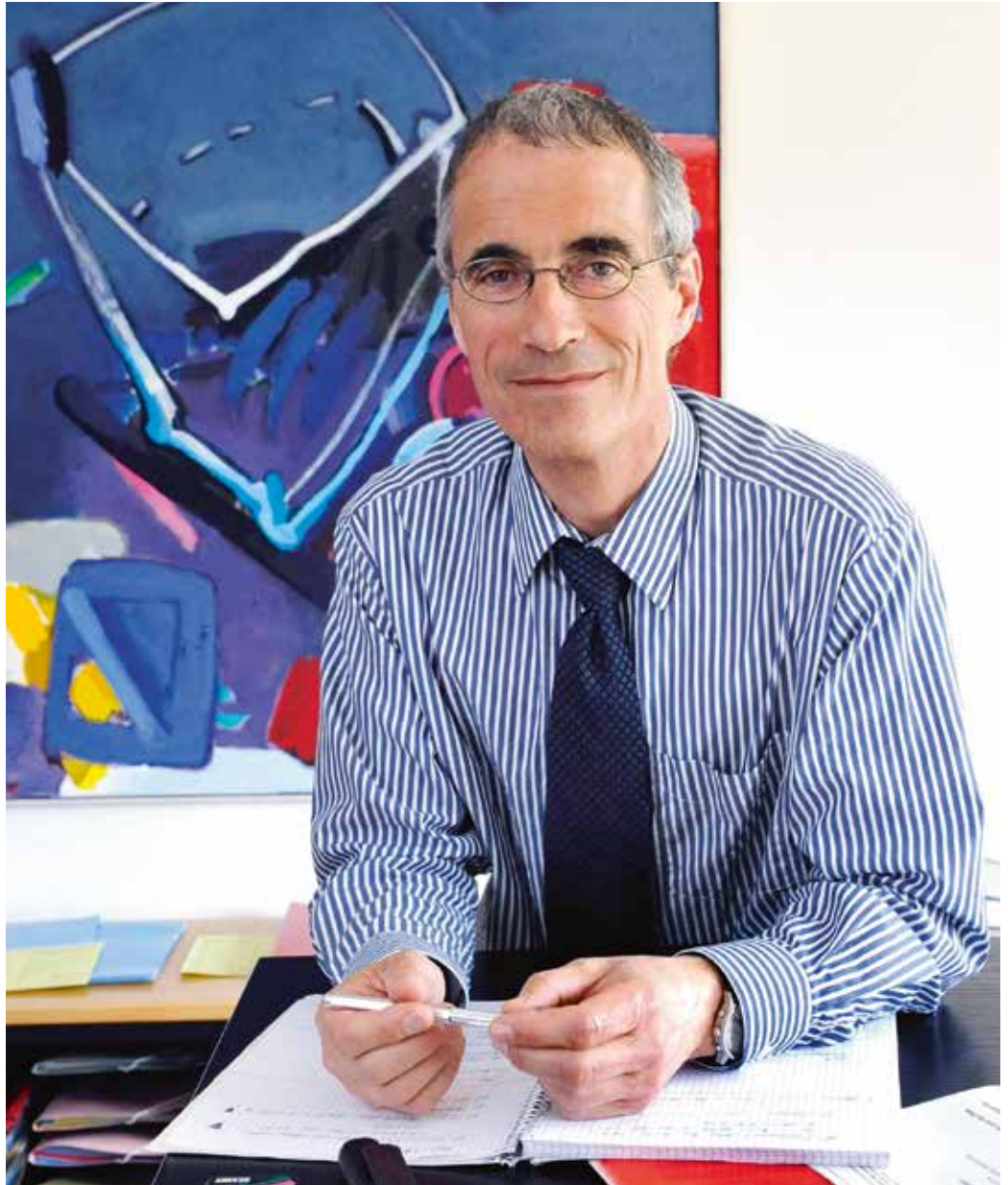
Gaillards Meinungsäusserung hat innerhalb der Bundesverwaltung denn auch böse Kommentare hervorgerufen. Der Chefbeamte sorgte nämlich für Schlagzeilen, als er – gleich durch die Anfangsfrage nach seinem Lohn einigermaßen überrumpelt – die üppigen Löhne der Staatskader kritisierte. Dass Gaillard gleichzeitig seinen eigenen Lohn bewusst tief ansetzte, sorgt innerhalb der Bundesverwaltung für rote Köpfe.

## Fehlrechnung des obersten Rechners

Serge Gaillard behauptete, sein Lohn betrage «inklusive aller Beiträge an die Sozialversicherungen und an die Pensionskasse» um die 300 000 Franken im Jahr. Tatsächlich ist er als Amtsdirektor in der zweithöchsten Lohnklasse 37 eingeteilt, wo der 64-Jährige den Spitzenlohn von 318 000 Franken bezieht. Der Staatsbeitrag an seine berufliche Vorsorge beläuft sich auf 24,3 Prozent oder 77 300 Franken, wobei er als Arbeitnehmer nur 12,8 Prozent beitragen muss. Der «Arbeitgebervertreter» in der überaus grosszügigen Bundespensionskasse Publica heisst übrigens Serge Gaillard. Gaillards Bezüge für AHV, Arbeitslosenversicherung und Familienleistungsausgleich kosten die Steuerzahler weitere 24 000 Franken. Zusätzlich bezieht er ein vergünstigtes SBB-Generalabonnement von 3000 Franken (ohne Selbstbehalt).

Somit geht es strenggenommen nicht – wie von Gaillard behauptet – um 300 000, sondern um (inklusive Beiträge an die Sozialversicherungen) netto 422 300 Franken. Wenn der oberste Kassenwart der Eidgenossenschaft den eigenen Lohn derart kleinkalkuliert, stellt sich die Frage nach seinen sonstigen Rechenkünsten.

Angesichts der Kritik von Serge Gaillard an den hohen Löhnen des Bundes ist die Verwunderung in der Verwaltung gross. Denn derselbe Gaillard war als Chef der Finanzverwaltung durchaus beteiligt am bundesrätlichen Bericht über das Lohnsystem des Bundes. Bei diesem Bericht zuhanden des Parlaments kam



Lohnklasse 37: Spitzenbeamter Gaillard.

das Finanzdepartement im Januar 2017 zu folgendem Schluss: «Die Bundesverwaltung verfügt über ein der Aufgabenstellung und Komplexität der Organisation angemessenes Lohnsystem.» Es wurde nie bekannt, dass Serge Gaillard damals wegen seines Spitzenlohns reklamiert und eine Nivellierung der obersten Bundesgehälter nach unten beantragt hätte.

Heute betont der Finanzverwaltungsdirektor, er habe schon 2008 kein Verständnis gehabt für die fünfprozentige Lohnerhöhung für Bundeskader. Verbrüht ist, dass er in jener Zeit die Personenfreizügigkeit mit der EU als «alternativlos» bezeichnet und behauptet hat:

«Doch klar ist, die neue Migration bringt mehr Lohndruck auch auf den oberen Stufen.» Von einem solchen Lohndruck kann – jedenfalls bei den Chefbeamten – angesichts der hohen Gehälter offensichtlich keine Rede sein. Auch er selber, sagt Gaillard jetzt entschuldigend, habe damals die Kaderlöhne zu wenig thematisiert, weil er geglaubt habe, diese würden nur einige wenige betreffen.

## Verschwiegene Sozialausgaben

Doch auch an anderen Stellen seines Interviews halten gewisse Aussagen Gaillards einer genaueren Prüfung nicht stand. Als prioritäre

Ausgabenbereiche des Bundes bezeichnete er die Bereiche Bildung, Infrastruktur und Entwicklungshilfe. Diese seien in den letzten zehn Jahren deutlich stärker gewachsen als die Wirtschaft. Nun sind die Ausgaben für die Bildung, den Verkehr oder die Beziehungen zum Ausland geradezu ein Klacks gegenüber den rasant wachsenden Summen, die der Bund für die «soziale Wohlfahrt» ausgibt. Dies unterschlägt der Sozialdemokrat elegant, wohl wissend, dass die dafür aufgewendeten 22,3 Milliarden Franken fast 32 Prozent der gesamten Bundesaussgaben ausmachen. Lieber bringt Gaillard die Bildungsausgaben als Beispiel, die jährlich um mehr als 3 Prozent gewachsen seien, sowie die Investitionen im öffentlichen Verkehr, immer im Wissen, dass hier der Durchschnittsschweizer am wenigsten Protest erhebt.

Serge Gaillard trickst geschickt mit dem, was er nicht sagt. Die von ihm angesprochenen Investitionen in den Verkehr und das starke Wachstum in «staatsnahen Bereichen», besonders im Gesundheitssektor, sind eine Folge der

### Serge Gaillard trickst geschickt mit dem, was er nicht sagt.

Zuwanderung. Gaillard gab 1999 immerhin zu, dass die Personenfreizügigkeit «vor allem für die ausländischen Kolleginnen und Kollegen aus den EU-Ländern Vorteile» bringe.

Der Zürcher gehört zu jenen Spitzenbeamten, die seinerzeit BDP-Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf ins Amt berief und die auch Ueli Maurer (SVP) gefielen. Die SP Schweiz hatte 2012 «mit grosser Genugtuung» Kenntnis davon genommen, dass mit dem früheren Cheffunktionär des Gewerkschaftsbundes und späteren Leiter der Direktion für Arbeit im Staatssekretariat für Wirtschaft «erneut ein Sozialdemokrat diese Schlüsselstelle innerhalb der Bundesverwaltung» übernehmen könne.

### Humor und Fachkompetenz

Gaillard hat in der Tat eine erstaunliche Karriere hingelegt: Der Sohn eines Ingenieurs studierte Volkswirtschaft an der Universität Zürich, demonstrierte als langhaariger Trotzkist lautstark gegen den Vietnamkrieg und politisierte bei der Revolutionären Marxistischen Liga (RML), seit 1980 Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) geheissen. Erfolgreich marschierte Gaillard anschliessend durch die Institutionen.

Ein umgängliches Wesen, Humor und Fachkompetenz gestehen ihm selbst eingefleischte ideologische Gegner zu. Dass er nun den eigenen Lohn und andere finanzpolitische Tatsachen schönredet, ist eigentlich unter dem Niveau des umtriebigen Spitzenverdieners unter unseren Staatsdienern. ○

## Parteien

# Bettelbrief der Sozialdemokraten

Rosmarie Khalil fühlt sich von der SP Schweiz rassistisch diskriminiert. Sie sei nur deshalb um eine Spende gebeten worden, weil sie einen «exotischen Namen» trage.

Ironisch nennt sie es eine «verflixte Freundlichkeit», worauf sie erbost anmerkt: «Dieser weinerliche Bettelbrief hätte mir erspart bleiben können.» Rosmarie Khalil (Name geändert) ist 75-jährig und sieht sich nicht als Opfer eines Einzeltricks, wie ihn die Juso schon anwandten, um an Unterschriften für die 99-Prozent-Initiative zu kommen (*Weltwoche* Nr. 8/19). Vielmehr stört es sie, dass sie «wohl wegen meines exotischen Namens» von der SP Schweiz zur Kasse gebeten wurde. «Das ist unerhört», ärgert sie sich. «Die halten mich für einen eingebürgerten Asylanten.»

Khalil ist vor Jahren aus der Deutschschweiz ins Tessin gezogen, wo sie mit ihrem Mann in einem Mehrfamilienhaus wohnt und erfolgreich ein kleines Unternehmen führt. Seit bald vierzig Jahren ist sie verheiratet; ebenso lange trägt sie einen arabischen Nachnamen. Ihr Ehemann ist ursprünglich Ägypter, dessen Eltern sich 1959 entschieden, in die Schweiz auszuwandern. «Die Familie meines Mannes wollte nicht unter Gamal Abdel Nasser in Kairo weiterleben», sagt Rosmarie Khalil. Seit den siebziger Jahren besitze ihr Mann die Schweizer Staatsbürgerschaft.

### Voradressierter Einzahlungsschein

SP-Präsident Christian Levrat hat den Brief an Khalil unterzeichnet. Er begründet den Spendenaufruf mit den kommenden eidgenössischen Wahlen. Es seien die «wichtigsten meiner Präsidentschaft», denn es gelte, der rechten Mehrheit im Nationalrat ein Ende zu setzen. «Leider» aber, so Levrat, sei für eine wirkungsvolle Kampagne, die «absolut notwendig» sei, «nicht genügend Geld vorhanden» – ein Nachteil verglichen mit der Ratsrechten. Diese verfüge über «enorme finanzielle Ressourcen», erhalte sie doch Spenden in Millionenhöhe von «Grosskonzernen und Milliardären». Levrat kämpferisch: «Wir wollen die Wahlen im Interesse der gesamten Bevölkerung gewinnen.» Er hat sich deshalb erlaubt, Rosmarie Khalil einen voradressierten Einzahlungsschein beizulegen.

Wir konfrontieren die SP Schweiz mit den Vorwürfen von Rosmarie Khalil. Mediensprecher Nicolas Haesler will von gezielten Spendenanfragen nichts wissen: «Wir verwenden keine Herkunftsnamen oder sonstige ethnografische Merkmale als Selektionskriterien.» Die SP finanziere sich «fast ausschliesslich» durch Mitgliederbeiträge sowie Klein- und Kleinstspenden von Privatpersonen – «im



«Verflixte Freundlichkeit»: Levrats Brief.

Gegensatz zu den bürgerlichen Parteien», wie er anfügt. «Zum Zwecke der Kampagnenfinanzierung versendet die SP Schweiz regelmässig Spendenaufrufe an Mitglieder, Spender\*innen und Sympathisierende.»

### «Niemand hat diesen Wisch erhalten»

Rosmarie Khalil lacht, als sie die Erklärungen hört. «Die SP liegt weit entfernt von unseren Lebensvorstellungen», sagt sie. Eine Sympathisantin der Partei sei sie mit Sicherheit nicht und schon gar keine Spenderin. Khalil hält an ihrem Vorwurf fest und fragt: «Wie kann es sein, dass von zwölf Parteien, darunter Anwälte, Richter und Bankmitarbeiter, nur ich angeschrieben wurde?» Alle übrigen Bewoh-

### «Wir wollen die Wahlen im Interesse der gesamten Bevölkerung gewinnen.»

ner des Hauses hätten Tessiner Namen, bis auf einen Amerikaner, dessen Name allerdings auch unauffällig sei.

Tatsächlich bestätigen mehrere Nachbarn auf Anfrage der *Weltwoche*, sie hätten keinen Spendenaufruf erhalten, darunter auch der Amerikaner. Rosmarie Khalil versichert: «Wir wohnen da seit dreissig Jahren. Niemand hat diesen Wisch erhalten – alle lachten, als ich davon erzählte.» Und wie sieht es mit ihrem Mann aus? Wurde er auch angeschrieben? Rosmarie Khalil sagt, ohne zu zögern: «Ja, er auch – also nur wir beide.» Roman Zeller



*Eine Prise Schrulligkeit:* Unternehmer Dyson.

## Held der Lüfte

Der britische Erfinder und EU-Kritiker James Dyson hat den Staubsauger neu erfunden und daraus ein Milliardenimperium gezimmert. In zwei Jahren will er ein Elektroauto präsentieren. Sein globalisiertes Technologiewunder zeigt, wozu die britische Wirtschaft fähig ist. *Von Florian Schwab*

Die Grafschaft Wiltshire, knapp zwei Stunden westlich von London, ist das, was man in Frankreich *la France profonde* nennen würde: eine ländlich-konservative Gegend mit einer lokalen Identität, die sich über Jahrhunderte in die Landschaft, ihre Häuser und ihre Bewohner eingebrannt hat.

Das wird auch an der 5000-Seelen-Gemeinde Malmesbury deutlich. Mit ihrem über tausendjährigen verbrieften Stadtrecht gilt die Ortschaft als älteste Gemeinde Englands. Ein spätromantisches Kloster aus dem 12. Jahrhundert prägt das Dorfbild. Und «The Smoking Dog», der örtliche Pub, ist eine der am längsten betriebenen Trinkhallen des Landes. Hier soll vor Jahrhunderten tatsächlich einmal der Hund des Wirts das Rauchen erlernt haben.

Der Ort mit seinen altehrwürdigen, gelblich leuchtenden Steinhäusern liegt eingebettet in

die saftig-grüne Hügellandschaft Südenglands. Ein Postkartenidyll.

Doch Malmesbury ist auch die Heimat der Firma Dyson und damit einer der erstaunlichsten wirtschaftlichen Erfolgsgeschichten Grossbritanniens: Im letzten Jahr schrieb das Unternehmen einen Umsatz von 4,4 Milliarden Pfund (fast 6 Milliarden Franken) und einen Gewinn von 1,1 Milliarden Pfund. Die Gewinnmarge ist mit 25 Prozent für Industrieverhältnisse beträchtlich.

### Grossbritanniens reichster Mann

Firmengründer ist der Erfinder James Dyson, 72. Aufgrund der Rekordzahlen von letztem Jahr stieg sein Vermögen gemäss Bloomberg-Index der Milliardäre auf 13,6 Milliarden Pfund. Damit wurde Dyson, hundertprozentiger Eigentümer seines Unternehmens, neu zum reichsten Mann Grossbritanniens.

Wie hat es James Dyson geschafft, in gut 25 Jahren ein Milliardenunternehmen made in England zu zimmern? Der Mann selber macht sich äusserst rar. Im Gegensatz zu den 1990er Jahren, als er regelmässig Journalisten in sein privates Wohnzimmer in Malmesbury einlud, gibt er heute kaum noch Interviews. Die *Weltwoche* hat kürzlich das Forschungszentrum in Grossbritannien und einen Teil der Produktion in Singapur besucht.

Das technologische Herz der Firma schlägt in Malmesbury. Auf einem riesigen Areal sind in verschiedenen Gebäuden 127 Laboratorien («Labs») für über 2300 Ingenieure untergebracht. Fast die Hälfte der 13 000 Dyson-Mitarbeiter weltweit hat einen technischen Hintergrund. Das Büro von James Dyson liegt im ältesten Gebäude, direkt über dem Haupteingang. Auf dem ganzen Gelände sind Exponate britischer Ingenieurskunst ausgestellt. Im Per-

sonalrestaurant hängt ein ausgemusterter Kampfjet der Royal Air Force.

An vielen der weltweit über 82 Standorte findet sich – eine Art Mahnmal der Vergänglichkeit – eine Dyson-Waschmaschine. Es ist das einzige Produkt, mit dem Dyson vor zirka fünfzehn Jahren Schiffbruch erlitten hat. Alle anderen Erfindungen – Staubsauger, Händetrockner, Raumklima- und Frisiergeräte – haben sich in eine Goldgrube verwandelt.

Am Anfang stand der weltweit erste Staubsauger ohne Beutel. Die Idee dafür schaute sich James Dyson 1978 in einer Sägerei ab, wo ein meterhoher industrieller Wirbler für die Reinigung der Luft von Sägespänen eingesetzt wurde. Dank dieser Technik wird die Luft stark beschleunigt und in eine wirbelsturmartige Drehbewegung versetzt. Die Zentrifugalkräfte befördern die Partikel an den Trichterrand und dann in einen Auffangbehälter.

Dieselbe Technik, befand Dyson, könne man sich bei Staubsaugern zunutze machen. Gegenüber jener in herkömmlichen Geräten habe sie den Vorteil, dass die Luft nicht mehr durch einen Beutel hindurchgesaugt werden müsse – wobei der Beutel ohnehin zunehmend verstopfe und die Saugleistung nachlasse. Stattdessen funktioniert der Dyson-Staubsauger nach dem Prinzip des sogenannten zyklonischen Abscheiders: Anstatt die Luft durch einen Sack zu filtern, werden Staub und andere Partikel durch aerodynamische Prozesse mechanisch von der Luft getrennt.

Das Problem bestand darin, die massgeblichen Bauteile so weit zu schrumpfen, dass sie in einen Staubsauger passten. Daran tüftelte Dyson die nächsten fünfzehn Jahre. Er fertigte 5126 Prototypen an – eine Zahl, die bis heute jedem Mitarbeiter des Unternehmens eingebläut wird. Die Familie hielt sich mit dem spärlichen Einkommen von Dysons Ehefrau als Kunstlehrerin über Wasser. Die drei Kinder des Ehepaars waren bereits geboren. Ohne eine Prise der eigenbrötlerischen Schrulligkeit, die man in Grossbritannien schätzt, hätte der Erfinder gewiss rascher aufgegeben.

### Unablässige Verbesserung

Auch mit zunehmender technologischer Reife blieb der wirtschaftliche Erfolg zunächst aus. James Dyson versuchte seine Patente an grosse Hersteller zu lizenzieren. Doch diese bekundeten kein Interesse. 1986 erreichte er ein Lizenzabkommen mit einer kleinen japanischen Firma, welche die ersten Dyson-Staubsauger zu einem Stückpreis von über 2000 US-Dollar auf den dortigen Markt brachte. Die technikbegeisterten Japaner wurden zum Rettungsanker. Trotz des hohen Preises verkaufte sich der Hightech-Sauger halbwegs gut, so dass etwas Geld in die Kasse kam. Mit diesem Leistungsausweis erhielt Dyson von der Lloyds Bank einen Kredit von einer Million Pfund, mit dem er 1993 die eigene Produktion in Südengland begann. Nach

kurzer Zeit war der Dyson-Staubsauger das bestverkaufte Modell in Grossbritannien.

Zehn Jahre später schrieb das Unternehmen einen Umsatz von 275 Millionen Pfund und verlagerte die Produktion von Malmesbury nach Malaysia und später auch nach Indonesien und Singapur. Neben dem unablässigen Verbessern seines Staubsaugers investierte Dyson in andere Produkte. Im Jahr 2006 lancierte das Unternehmen seine Händetrockner, bei denen die Luft auf 640 km/h beschleunigt wird. Drei Jahre später folgte dann der erste propellerfreie Ventilator, welcher in der Zwischenzeit zum Raumklimagerät mit Luftreinigung weiterentwickelt wurde. 2016 ein weiterer Coup: Mit einem neuartigen Föhn, der mit weniger Hitze als herkömmliche Haartrockner und ohne Propeller auskommt, erobert Dyson die Arena der Haarpflegeprodukte im Premiumsegment.

Der gemeinsame Nenner aller Dyson-Erfindungen: Sie betreffen Geräte, bei denen das technologische Endstadium bereits vor Jahrzehnten erreicht schien. Und sie lösen handfeste Probleme. Beim Staubsauger war es jenes der abnehmenden Saugkraft, beim Ventilator mit Propeller jenes der Verschmutzung, beim Föhn das Problem der eingeklemmten Haare und der ungesund hohen Temperatur. Das technologische Tafelsilber des Unternehmens besteht in seinen Fähigkeiten bei der Aerodynamik und bei elektrischen Motoren. Gesamthaft 15 Millionen Elektromotoren stellt Dyson jedes Jahr her.

Derzeit ist Dyson dabei, die endgültige Eskalationsstufe auf dem Weg zum globalen Technologiekonzern zu zünden: Die Firma entwickelt ein Elektroauto, mit dem man Tesla Konkurrenz machen will. Für den Gegenspieler aus dem Silicon Valley hat Dyson nicht allzu viel übrig. Er pflegt zu sagen, Tesla habe einfach in eine konventionelle Karosserie einen Elektromotor eingebaut. Bereits in zwei Jahren soll das Dyson-Auto marktreif sein.

Dieses Jahr hat Dyson den offiziellen Firmensitz nach Singapur verlegt, wo das Unternehmen seit 2007 beträchtliche Summen investiert hat. Viele der «Labs» aus Malmesbury wurden hier kopiert. Der Vorteil: Aufgrund der spiegelverkehrten Zeitzone kann man praktisch rund um die Uhr forschen und Prototypen entwickeln. Das beschleunigt die Entwicklung massgeblich.

Auch der CEO des Unternehmens, der aus Schottland stammende James Rowan, hat sein Büro seit ein paar Monaten in Singapur. Gegenüber der *Weltwoche* sagt er, die Sitzverlegung habe «nicht mit dem Brexit zu tun», sondern

sei «eine logische Folgerung aus unserem Geschäftsmodell». Nur 6 Prozent des Umsatzes erziele man im Vereinigten Königreich. Die Wachstumsraten in den asiatischen Märkten seien «hervorragend». Es sei darum gegangen, die Administration «näher an diese grossen Märkte» heranzuführen. In Grossbritannien, wo Dyson nach wie vor die meisten Mitarbeiter beschäftige, werde man auch in Zukunft substantiell investieren.

In Singapur wird der Motor für die neueste Generation des Staubsaugers produziert. In die hochmoderne, vollautomatische Produktionsanlage hat das Unternehmen 450 Millionen Pfund gesteckt. Um einen Elektromotor herzustellen, sind rund fünfzig Schritte erforderlich: Es wird mehrfach geschnitten, geätzt, geklebt und verkabelt. Jeden Handgriff führt hier einer der spezialisierten Roboter aus, von denen etliche ausschliesslich für Dyson entwickelt wurden.

### Nervige Brexit-Frage

In Grossbritannien ist James Dyson eine politisch umstrittene Figur, seitdem er sich 2016 auf die Seite der Brexit-Befürworter geschlagen hat. Seit Jahren kritisiert Dyson, die technischen Standards der EU würden deutsche Hersteller bevorzugen. In einem Leserbrief an die *Financial Times* schrieb er, er habe 25 Jahre lang mit europäischen Institutionen zu tun gehabt. Grossbritannien unterstehe Gesetzen, «hat aber keinen Einfluss über sie». Es gebe nur zwei Möglichkeiten: entweder eine vertiefte Integration in die EU durch die Aufgabe von Kontrolle oder aber «austreten und die Kontrolle über unsere Zukunft zurückgewinnen». Die Grafschaft Wiltshire stimmte beim Brexit-Referendum 2016 mit 52,5 Prozent für den Austritt.

Fragen nach möglichen Auswirkungen des Brexits auf seine Firma nerven den Unternehmer. Das Volk habe einen Entscheid gefällt, den es jetzt umzusetzen gelte, sagte er an einer Veranstaltung.

Bei Dyson arbeitet die britische Provinz Hand in Hand mit dem asiatischen *city-state*. Das Unternehmen steht damit im Kleinen

für das, was die neue Regierung von Boris Johnson im Grossen versprochen hat: die globale Ambition von «Little Britain», weit über Europa hinaus. James Dyson steht schon dort, wo Brexit-Grossbritannien hinwill. Seine Produkte verkauft das Unternehmen global und schwerpunktmässig in Asien. In der Schweiz beschäftigt Dyson gut fünfzig Mitarbeiter. Das Land ist, so hört man, ein hervorragender Absatzmarkt für die nicht gerade billige Hochtechnologie aus Malmesbury und Singapur. ○



Tischventilator.

---

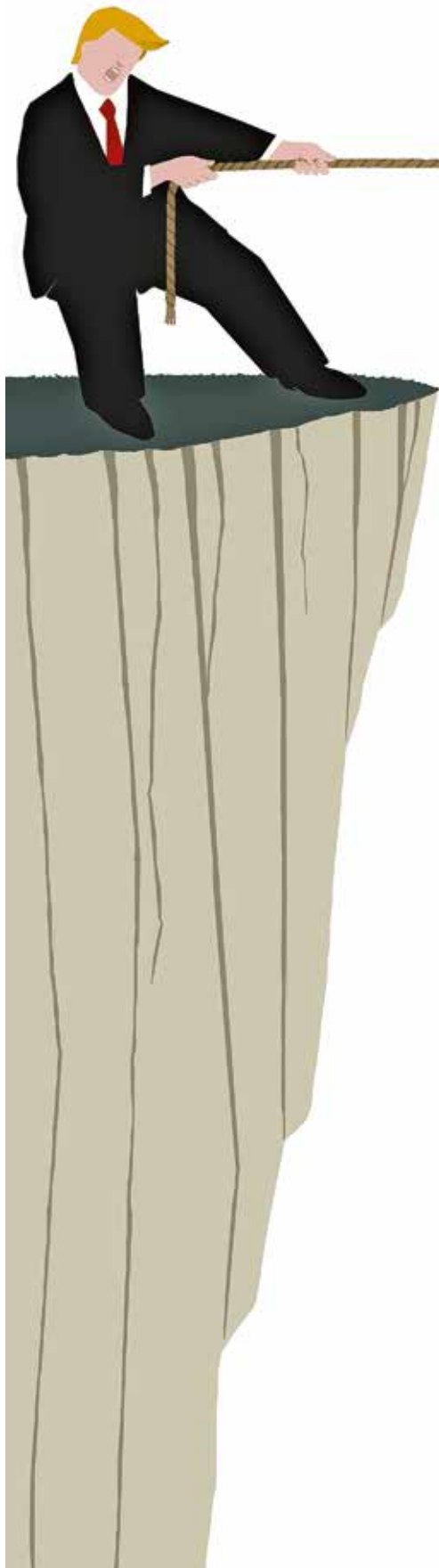
Für den Gegenspieler aus dem Silicon Valley hat Dyson nicht allzu viel übrig.

---

# Machtpoker am Abgrund

Der Handelskrieg zwischen den USA und China wird zu einem Kampf um technologische Vorherrschaft. Stürzt Trump die Welt in eine Rezession?

Von Beat Gygi



Viele Unternehmen haben in diesen Wochen die Warnung ausgegeben, ihre Gewinne entwickelten sich schlechter als erwartet, Börsenkurse sind getaucht. Stehen wir am Anfang einer weltweiten Rezession, oder ist es doch nicht so dramatisch?

Eric Scheidegger, stellvertretender Direktor des Staatssekretariats für Wirtschaft, Chefökonom des Bundes, sieht die Wirtschaft eher in einer Delle, die nächstes Jahr wieder ausgeglichen werden sollte. Der amerikanische Unternehmer Warren Buffett tönt dramatischer, er will Investitionen zurückhalten, solange der chinesisch-amerikanische Handelsstreit andauere. David Dorn, Professor für Globalisierung und Arbeitsmärkte am UBS International Center of Economics in Society an der Universität Zürich, erläutert die Lage wie folgt: «Die Frage, wann eine Rezession unmittelbar bevorsteht, zählt zu den Themen, mit denen sich die Wirtschaftswissenschaft immer am schwersten getan hat. Tatsächlich haben zurzeit zahlreiche Beobachter und Marktteilnehmer den Eindruck, etliche Länder könnten nächstens in eine Rezession abgleiten. Aber es ist auch denkbar, dass es nochmals mehrere Jahre genauso weitergeht wie in den vergangenen anderthalb Jahren.»

Es ist demnach gut möglich, dass sich die sukzessive Verschärfung des Handelskonflikts zwischen den USA und China fortsetzen und die wirtschaftliche Entwicklung stören wird, auch in anderen Ländern, dass aber die chinesische und die amerikanische Regierung die schädlichen Wirkungen immer wieder mit speziellen Massnahmen abzuschwächen vermögen. So könnte ein grösserer Wirtschaftseinbruch vermieden werden. Dorn wägt seine Worte sorgfältig ab, wenn er Vorgänge deutet, bei denen es um die Gedankengänge von Millionen von Menschen und um enorme Geldsummen geht. Launische Bemerkungen oder lockere Spekulationen sind von ihm, der in jungem Alter in der obersten Liga der wirtschaftswissenschaftlichen Zeitschriften publiziert, nicht zu hören.

So gibt er auch keine Ja/Nein-Antwort zur Frage, ob eine Rezession nun tatsächlich bevorstehe, sondern macht eher flankierende Bemerkungen. «Es ist möglich, dass die ganze Wirtschaft durch das erratische Verhalten einer Einzelperson massgeblich beeinflusst wird», sagt er. Der von Trump angezettelte Handelskrieg habe das deutlich vor Augen geführt, und in Europa könnte sich Ähnliches zeigen, wenn Premierminister Boris Johnson mit Grossbritannien auf ungeordnete Art und Weise aus der EU ausbrechen wolle.

Aber ist Trumps Vorgehen denn so erratisch? Hat er nicht systematisch die Chinesen einfach mal in die Schranken gewiesen? «Das kann man so sehen», meint Dorn, «die Vorwürfe gegen China wurden ja schon von den US-Vorgänger-

regierungen erhoben, auch von vielen Europäern. Trump wendet nun eine neue Methodik an, um die Forderungen durchzusetzen.» Während die Vorgänger den geregelten Weg über die Welthandelsorganisation (WTO) gingen, zum Teil mit Erfolg, zum Teil vergeblich, greife



*Eskalationen möglich:* Professor Dorn.

Trump nun zur grossen Keule, indem er pauschal chinesische Industrien bestrafe, auch ohne konkrete Vorwürfe. Dorns Ansicht nach geht das Kräftemessen weit über Importe und Exporte hinaus: «Neben dem Handel geht es den USA vor allem auch darum, zu verhindern, dass China auf legalem Weg zu einer stärkeren Führerschaft in wichtigen Technologien kommt.»

## Stimmung gegen den Freihandel

Hat das Seilziehen zwischen US-Präsident Donald Trump und dem chinesischen Präsidenten Xi Jinping bereits bleibende Schäden verursacht? Dorn findet es zu früh für ein schlüssiges Urteil, einzelne Anhaltspunkte sind für ihn aber klar: In den USA hat die Landwirtschaft Schwierigkeiten, ihre Sojaernte abzusetzen, und Chinas Wirtschaft ist auf breiter Front stark unter Druck. In beiden Ländern suchen die Regierungen die Folgen zu mildern, indem sie nun ihre Unternehmen stützen.

Zudem werden Dorns Ansicht nach internationale Wertschöpfungs- und Lieferketten zwischen den Firmen allmählich stärker beschädigt. «Bei Neuinvestitionen sind Unternehmen vorsichtig geworden. Amerikanische Firmen, die im Ausland produzieren und von da in die USA importieren wollten, werden sich hüten,

in China zu investieren.» Zugenommen habe einerseits die Furcht vor weiteren Zollschranken und andererseits die Angst, dass man in China als Amerikaner benachteiligt werde. Auch von Schweizer Firmen mit Niederlassungen in China ist zu hören, dass sie bestimmte Produktionsprozesse von da in andere Länder verlegen, um bei Lieferungen nach Amerika den China-Kampfszöllen zu entgehen. Vietnam ist zur beliebtesten Alternative zu China geworden.

Geht es im Handelskrieg aber wirklich um derart viel, dass dies die Weltwirtschaft in die Tiefe reissen könnte? Die Vereinigten Staaten haben ja einen riesigen Binnenmarkt, die

Exporte machen nur etwa einen Zehntel des Sozialprodukts aus, die Importe etwas mehr. Ist das wirklich matchentscheidend? Dorn pflichtet bei: «Tatsächlich hat es trotz einer eskalierenden Zollspirale noch keinen grossen Wirtschaftszusammenbruch gegeben, da der Handel zwischen China und den USA trotz seiner absoluten Grösse nur einen relativ kleinen Teil des amerikanischen Marktes betrifft.»

Gehen also die USA kleinere Risiken ein als China? «Nein, für China sieht es ähnlich aus, nur 18 Prozent der Exporte gehen in die USA, das Risiko ist also auch aus chinesischer Sicht begrenzt», meint Dorn. Aber selbst dann könne ein Handelskrieg beträchtliche negative Folgen haben und weitere Eskalationen möglich machen, weil gerade die wichtigsten Branchen dem Kampf ausgesetzt seien. China sei weit fortgeschritten in der Digitaltechnologie, habe mehr in Infrastruktur investiert als jedes andere Land der Welt, und in den USA dominiere der Eindruck, China sei der grösste Konkurrent für Firmen im Silicon Valley – also für den eigenen Wachstumstreiber und auch für die Quelle, aus der sicherheitsrelevante Technologien kämen, die für elektronische Kriegsführung wichtig seien. Die Amerikaner wollten sich da auf keinen Fall von China irgendwie überholen lassen.

«Ich finde es aber wichtig, dass man auch die chinesische Sicht betrachtet», fügt Dorn an, denn aus ihrer Perspektive fühlten sich die Chinesen unfair behandelt. Die offizielle chinesische Position könne wie folgt umschrieben werden: «Wir wollen mehr Wohlstand für unsere Bevölkerung erreichen, und um das zu schaffen, müssen wir unsere Industrie und Technologie verbessern. Wir haben keine Absichten, den Rest der Welt militärisch zu erobern.» Der Schaden durch eine Störung der Beziehung zwischen den zwei Grossen zeigt sich typisch am chinesischen Technologiekonzern Huawei, der Chips aus den USA einsetzt, aber praktisch aus eigener Kraft den neuen Mobilfunkstandard 5G aufgebaut hat.

Nach Dorns Einschätzung hat jedoch darüber hinaus in allen westlichen Ländern die Stimmung vermehrt gegen den Freihandel gedreht, nicht nur in den USA. Selbst wenn Trump die Wiederwahl nicht schaffe, ist seiner

Ansicht nach nicht mit einer Rückkehr zu einer schnell fortschreitenden internationalen Marktintegration zu rechnen.

### Graduelle Verschärfungen

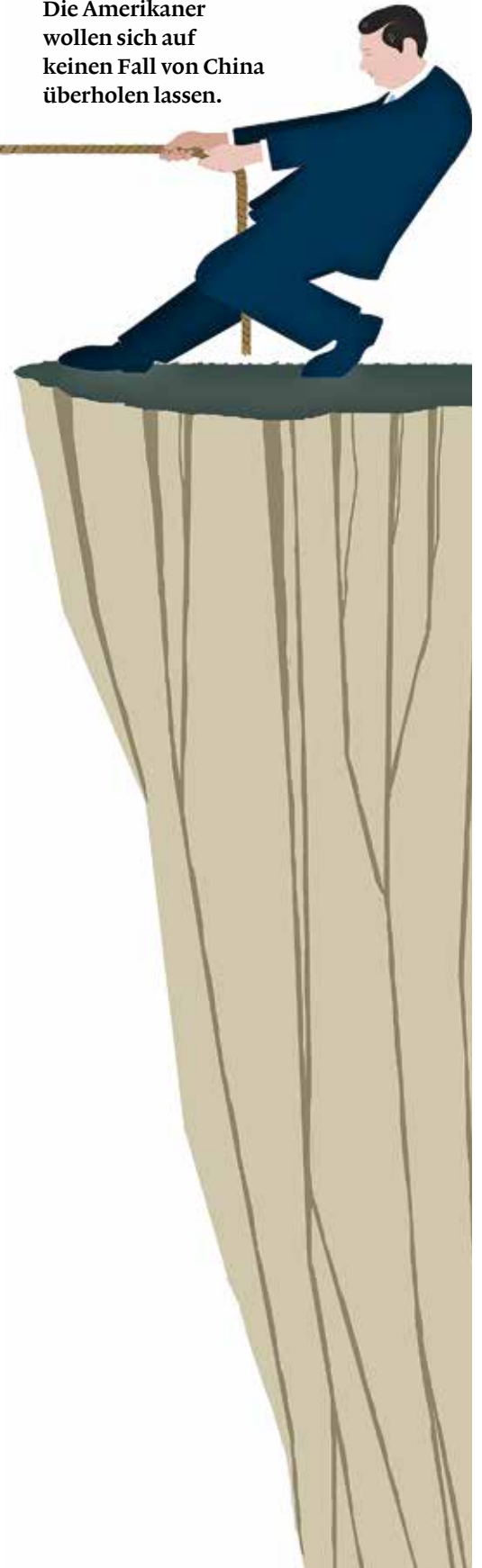
Nochmals also die Frage: Reissen Trump und Xi mit ihrem Kräftemessen die Weltwirtschaft in die Tiefe? Dorn wiederum abwägend: «Bei grossen Einbrüchen hat man meistens beobachtet, dass irgendwo eine Kettenreaktion ausgelöst wurde, die dann zur grossen Krise führte. Bei der Finanzkrise 2008 war ein entscheidender Punkt, dass die Investmentbank Lehman Brothers zusammenbrach, und zwar auf eine

Art, welche die Märkte derart überraschte, dass dies eine dramatische Kettenreaktion von Panik und Bankrotten auslöste.» Ist heute irgendwo Ähnliches zu befürchten? Dorn entgegnet, im Gegensatz zu damals habe man es heute eher mit graduellen Verschärfungen zu tun, auch im Handelskrieg. Nachdem man gesehen habe, dass die Wirtschaft auch nach Zollerhöhungen weiterhin recht gut funktioniert, sei man sich nun bereits einiges gewohnt. Zollerhöhungen seien nicht mehr die dramatische Bewegung, die bei Marktteilnehmern das Gefühl wecke, jetzt habe der Wind gedreht.

Oder sind Gesellschaft und Wirtschaft mittlerweile so raffiniert geworden, dass man jetzt Schocks viel wirksamer parieren kann, weil man dank rascher Kommunikation und mehr Wissen viel schneller zu Gegenreaktionen fähig ist als früher? «Dieser Interpretation würde ich stark misstrauen», hält Dorn dagegen. «Vor der grossen Rezession von 2008 wurde viel von der sogenannten *Great Moderation* gesprochen. Man war der Ansicht, die Zentralbanken seien in der Feinsteuerung der Wirtschaft mittlerweile so gut geworden, dass sie künftige Krisen verhindern könnten.» In den USA sei Alan Greenspan, der Notenbankchef der neunziger Jahre, regelrecht verehrt worden, und erst später im Rückblick habe man sich die Augen gerieben und sich gefragt, warum denn niemand etwas gegen die skandalöse Blasenbildung im Immobilienmarkt und die faulen Kredite getan habe.

Gibt es in der Wirtschaft heute grössere Gefahren als eine drohende Rezession? Dorn: «Bedrohlich finde ich vor allem das Wiederaufkommen des Nationalismus und das Bestreben mancher Länder, sich wirtschaftlich voneinander abzuschotten. Das bringt nicht nur die Vorteile des Welthandels in Gefahr, sondern bedroht auch die Friedensdividende, die aus einer stabilen weltweiten Vernetzung entsteht.» Für ein kleines Land wie die Schweiz sei die Tendenz zur Abkehr vom regelbasierten Multilateralismus besonders gravierend, wenn also eine Handelsordnung mit gemeinsamen Spielregeln wie diejenige der WTO ersetzt werde durch ein System, in dem das Recht des Stärkeren gelte. Oft habe ein kleines Land das Recht des Stärkeren nicht auf seiner Seite. ○

Die Amerikaner wollen sich auf keinen Fall von China überholen lassen.





Viel zu niedriger Wert: Schweizerische Nationalbank, Bern.

# Ist die Nationalbank auch eine Volksbank?

Ein Eigenkapital von 158 Milliarden Franken, ein Börsenwert von rund 500 Millionen. Finger weg, lautet die Warnung, das sei nur etwas für Spekulanten. Stimmt das?

Von René Zeyer

Die Schweizerische Nationalbank (SNB) ist die Verkörperung eines guteidgenössischen Kompromisses. Nachdem der Souverän eine reine Staatsnotenbank per Referendum bachab geschickt hatte, erblickte am 16. Januar 1906 die SNB als Aktiengesellschaft das Licht der Welt. Der damalige Gesetzgeber vollbrachte ein kleines Wunderwerk, das mehr als ein Jahrhundert überlebte. Und die Gründer legten Wert darauf – ausdrücklich und vorausschauend –, dass die SNB nicht im alleinigen Staatsbesitz sein sollte. Vielmehr wurden in einer ersten Aufteilung die neugeschaffenen 100 000 SNB-Aktien mit dem Schlüssel 20 000 für die Kantonalbanken, 40 000 für die Kantone und 40 000 für Privatanleger liberiert.

Das gesamte Aktienkapital betrug bei Ausgabe 25 Millionen Franken; dieser Nominalwert von 250 Franken pro Aktie gilt bis heute unverändert. Ebenso wie die Börsenkotierung der SNB, ihre spezialgesetzliche Fassung und die Unabhängigkeit der Bankleitung, gegenüber der weder das Parlament noch die Regierung weisungsberechtigt sind.

In der Festschrift zum 50-Jahr-Jubiläum der SNB wird ausgeführt, dass nach dem Scheitern der rein staatlichen Notenbank an der Urne die nächste Gesetzesvorlage von 1899 vorsah, dass Bund, Kantone und öffentliche Zeichnung zu je einem Drittel das Kapital beschaffen sollten. Und «das oberste Organ der Bank, ein Generalrat von 75 Mitgliedern, im gleichen Verhältnis durch die drei Kapitalgebergruppen bestellt werden» sollte. Das wurde wegen Streitigkeiten über den Sitz nicht realisiert.

Der damalige Gesetzgeber wusste, warum er die Notenbank nicht allein in Staatsbesitz geben wollte. Aus einem einfachen Grund, der damals wie heute gilt: Der Staat kann nicht gut mit Volksvermögen umgehen. Der Staat ist nirgends zu einer Wertschöpfung verpflichtet, und er hat eine eher lockere Hand, wenn es um das Ausgeben von fremder Leute Geld geht.

Das zeigt sich bei der SNB an einer Entwicklung, die zu Besorgnis Anlass gibt. Per Ende 2018 war die öffentliche Hand zum ersten Mal nicht mehr im Besitz der Mehrheit der Aktien. Die *Handelszeitung* hat in einer aufwendigen

Recherche eruiert, dass seit 2000 die Kantonalbanken insgesamt einen Drittel ihrer SNB-Aktien abgestossen haben. Achtzehn Kantonalbanken gehören weiterhin zu den Besitzern von SNB-Aktien, wobei weitere fünf

**Der damalige Gesetzgeber wusste, warum er die Notenbank nicht allein in Staatsbesitz geben wollte.**

dieser öffentlichen Institute nicht einmal auf die Umfrage antworten. Die Basler Kantonalbank (BKB) hatte letztes Jahr ihre SNB-Aktien verkauft. Dann wurde sie von ihrem Besitzer, dem Kanton Basel-Stadt, zurückgepfiffen und musste diese Aktien wieder zurückkaufen.

Auf Anfrage übt sich die BKB in vornehmer Zurückhaltung: Sie habe ihre Aktien «aus finanziellen Überlegungen reduziert», sie anschliessend auf «Wunsch des Eigners auf den ursprünglichen Stand wieder aufgestockt». Handelt es sich dabei um die 1356 SNB-Aktien von Basel-Stadt, wie viele Aktien wurden ver-



kauft, zu welchem Kurs, und zu welchem wurde zurückgekauft? Mit diesen Fragen läuft man ins Leere: «Dem ist nichts mehr hinzuzufügen.» Dazu kommt, dass es sich beim Börsenhandel von SNB-Aktien um einen sehr engen Markt handelt. Im Schnitt wechseln pro Tag nicht mehr als rund 170 Aktien den Besitzer. Das bedeutet: Wenn eine Kantonalbank ein grösseres Aktienpaket auf den Markt wirft, hat das direkte Auswirkungen auf den Kurs. Das nennt man normalerweise spekulieren. Man könnte es auch Kursmanipulation nennen.

### Eigenmächtig und unkontrolliert

Warum ist hier von Volksvermögen die Rede, wenn es um SNB-Aktien geht? Weil es sich einwandfrei darum handelt, vom Gesetzgeber so gewollt. Was die Gründer der SNB sicher nicht wollten: dass ein Börsenwert von rund 500 Millionen Franken einem inneren Wert, ausgedrückt im Eigenkapital, von 158 Milliarden Franken gegenübersteht. So wie ihr Wert auch überall sonst ausgewiesen wird. Und es war auch nicht gewollt, dass durch die Beibehaltung von lediglich 100 000 Aktien und den Verzicht auf einen problemlos möglichen Aktiensplit bei einem bedeutenden Bevölkerungswachstum dieser enge Markt existiert.

In der veröffentlichten Meinung, in den tonangebenden Medien der Schweiz wird unisono vor einem Kauf der SNB-Aktie gewarnt, Privataktionäre werden gar als Spekulanten beschimpft, und es wird der falsche Eindruck erweckt, dass sich der Wert der SNB nach dem Wert für Privataktionäre richten würde. Eine Umkehr der tatsächlichen Verhältnisse: Die SNB ist an der Börse, die Privataktionäre (und die staatlichen Händler) sind nur der Markt. Wenn erst einmal faktentreu und unverfälscht berichtet wird über den hohen Wert und die niedrige Bewertung sowie über den Gesetzgeberwillen zur Volksbeteiligung, reichen 50 000 Aktien nicht aus.

Die SNB hat inzwischen einen viel zu hohen Wert und volkswirtschaftlich eine zu grosse Bedeutung, als dass sie alleine eigenmächtig und unkontrolliert von der öffentlichen Hand im Aktionariat dominiert werden darf. Sowohl das Eigenkapital der SNB wie auch der Aktienwert sind Bestandteile des Volksvermögens. Dieses hat im ersten Halbjahr 2019 um 38,5 Milliarden Franken zugenommen. Davon stammt allerdings über eine Milliarde aus «Zinsgewinnen», also aus Negativzinsen, die Anlegern in Franken weggenommen wurden.

Hier soll selbstverständlich nicht einer wie auch immer gearteten Verteilung des von der SNB mit tatkräftiger Unterstützung der *gschaffigen* Schweizer geäußerten Vermögens das Wort geredet werden. Aber nur aus Mitbesitz entsteht Verantwortung. Und nur aus Verantwortung entsteht Interesse und Kontrolle. Mitbestimmung: Hier muss der Souverän wieder in seine Rechte eingesetzt werden. ○

## Szene

# Letzte Margarita

Wie ein Zürcher Restaurant die Schweizer Gastronomie revolutionierte, und weshalb es nun still und leise das Zeitliche segnet.

Wer in Zürich als Einheimischer ein wenig Feriengefühle erleben will, besteigt die 187 Treppenstufen der Grossmünstertürme, gönnt sich eine Rundfahrt auf dem See und versucht einen Blick in den Garten von Tina Turner in Küsnacht zu erhaschen oder schliesst sich einem Stadtrundgang von Zürich Tourismus an. Oder er bucht einen Tisch im Restaurant «Tres Kilos» tief im Seefeld.

Das Lokal, gegründet vom legendären «Kaufleuten»-Chef Fredy Müller, gilt als ältestes mexikanisches Restaurant der Schweiz. Es stammt aus einer Zeit, als es weder Internet noch Smartphones gab. Als die Jugend in Discos statt in Chatrooms verkehrte, als der Höhepunkt der kulinarischen Exotik eine Pizza Calzone war. Als man sich zum Telefonieren in eine gläserne Zelle stellte.

Das «Tres Kilos» war seiner Zeit voraus. Es kultivierte als einer der ersten Betriebe im zwinglianischen Umfeld die Event-Gastronomie. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, genügte es allerdings, wenn die Kellnerin die Gäste duzte, sich das Papiertischtuch mit farbiger Kreide bemalen liess und der Geburtstagsgast mit einer Wunderkerze auf dem Schoko-Cake überrascht wurde. Ähnliche Spezialeffekte kannte man damals nur vom «Traumschiff» im deutschen TV-Ozean.

### Ein Hauch Wilder Westen

Durch das hölzerne Interieur des Lokals wehte ein Hauch Wilder Westen. Das Kerzenwachs tropfte auf die Tische, an der Decke ratterte ein alter Ventilator, und an den Wänden hingen die Bilder der geächteten *gunfighters* Billy the Kid, Butch Cassidy und Jesse James.

Nicht gesetzlos war die Kundschaft. Sie bestand (angeblich) aus den (vermeintlich) Kreativen: Werbern, Journalisten, Radiomachern, Filmproduzenten. Auch deshalb war das «Tres Kilos» der perfekte Ort, um die texanische Austauschschüle-



Eine Zeit, als der Höhepunkt kulinarischer Exotik eine Pizza Calzone war.

rin von der Welt-offenheit Zürichs und der eigenen Coolness zu überzeugen. Allerdings war eiserne Budgetdisziplin unabdingbar. Denn im «Tres Kilos» zählte die elterliche Kreditkarte nichts. Bezahlen konnte man nur mit harter Währung. Auch langfristiges Denken war erforderlich: Um einen Tisch an einem Wochenendabend zu ergattern, musste man mindestens drei Wochen im Voraus reservieren.

Wer dann aber seinen Margarita-Cocktail schlürfen und die hausgemachten Chips in Guacamole-Sauce dippen konnte, war der karibischen Sonne so nahe wie sonst nirgends in der Schweiz. Und wenn sich dann noch das Mariachi-Quartett scheppernd den Weg durch die Tischreihen bahnte, fühlte man sich schon beinahe an der Plaza Garibaldi in Mexico City. Olé!

Über drei Jahrzehnte später gibt es das «Tres Kilos» noch immer – allerdings nur noch für wenige Tage. Während im ganzen Land mexikanische Restaurantketten ihre Filialen etabliert haben und die Zutaten für Fajitas und Tacos in jedem Grossverteiler angeboten werden, gehen beim Vorreiter des kultivierten Bohnenpürees bald die Lichter aus. Der Grund ist unromantisch: Das Haus an der Dufourstrasse 175 wird generalrenoviert und um zwei Etagen aufgestockt. Und im neuen Konzept gibt es keinen Platz mehr für ein Restaurant im Erdgeschoss. Luxuswohnungen fressen die Kultgastronomie. «Seefeldisierung», raunen sich die Stammgäste kurz vor Beizschluss zu.

Die Stadt Zürich wird vermutlich auch ohne das «Tres Kilos» weiterexistieren. Das nächste Züri-Fäscht findet so oder so statt. Doch eine Träne muss das Verschwinden dieser Institution des lokalen Gastgewerbes wert sein. Deshalb heben wir das Glas, trinken die letzte Margarita und sagen nicht ohne Wehmut: *Adios Amigos!*

Thomas Renggli

# Mehr Regeln, weniger Sicherheit

Die Schweiz hat im Rahmen des Luftverkehrsabkommens 2006 den Schritt zur automatischen Übernahme von EU-Recht gemacht. Was der Bundesrat als logischen Schritt zum Erhalt des Marktzugangs anpries, hat sich zum bürokratischen Albtraum entwickelt. *Von Martin Stucki*

Das bilaterale Luftverkehrsabkommen von 1999 mit der EU soll Schweizer Luftfahrtunternehmen den Konkurrenten in der EU weitgehend gleichstellen. In diesem Rahmen ist die Schweiz 2006 der Europäischen Agentur für Flugsicherheit (EASA) beigetreten, die für Zulassung und Aufsicht im technischen Bereich, in Flugausbildung sowie Flugbetrieb zuständig ist. Damit machte die Schweiz den Schritt zur automatischen Übernahme von EU-Recht in der Luftfahrtbranche. Sie erhielt Einsitz ohne formelles Stimmrecht und ging die Verpflichtung ein, nicht nur die bestehenden, sondern auch künftige neue Regelungen der EASA zu übernehmen.

Was sind die Folgen? Vor dem Beitritt zur EASA galt das Schweizer Luftfahrtgesetz, das zusammen mit allen Verordnungen auf 550 A5-Seiten den gesamten hiesigen Luftverkehr regelte. Eine Helikopterfirma dokumentierte ihre spezifische Operation in einem sogenannten Flight Operations Manual (FOM), das einige Dutzend Seiten umfasste. Nun gelten die EASA-Vorschriften, die allein für die Operation von Luftfahrzeugen über 6000 A4-Seiten umfassen. Doppelseitig ausgedruckt, würden diese etwa sechs Bundesordner füllen.

## Mindestens drei Bundesordner

Anstelle des früheren FOM verfügt eine Helikopterfirma über ein AOC (Air Operator Certificate), das von Dokumentationen für spezialisierte Operationen und von Vorgaben für die Aufrechterhaltung der Lufttüchtigkeit begleitet wird. Die firmenspezifische Dokumentation eines Helikopter-Operators umfasst heute über 1300 Seiten ohne Anhänge, oder mit Anhängen mindestens drei Bundesordner an doppelseitig bedrucktem Papier. Wenn eine solche Firma einen neuen Helikopter einsetzt, benötigt sie dafür rund ein Dutzend teilweise mehrseitige Formulare, um diesen für Operation und Wartung in Betrieb zu nehmen. Daneben sind Mitarbeiter einer Firma und mit ihnen ein wachsendes Heer an spezialisierten hoheitlichen Administratoren immer mehr damit beschäftigt, all den Verwaltungsaufwand für die Aufrechterhaltung des Flugbetriebes zu erledigen.

Die Fülle an Regulierungen, Formularen und Dokumenten führt dazu, dass niemand



*Die Überregulierung wird in die Höhe getrieben.*

mehr den Überblick hat, was überhaupt reguliert ist. Anstatt Sicherheit zu schaffen, führt dies für die Piloten und Mitarbeiter in einem Flugbetrieb dazu, dass jedermann andauernd mit der Frage beschäftigt ist, ob er wohl gerade gegen eine Regel verstösst oder noch im erlaubten Rahmen handelt. Bei der Fülle der Regeln ist es unmöglich, alle Regeln einzuhalten. Allein schon die dadurch verursachte und latent vorhandene Unsicherheit bei der Arbeit führt zu einer Verminderung der Sicherheit. Um die Einhaltung der umfangreichen Regeln zu kontrollieren, hat die EASA zusammen mit den jeweiligen nationalen Luftfahrtämtern einen engmaschigen Überwachungsapparat geschaffen. Mittels sogenannter Ramp-Checks im Flugbetrieb und durch ein dichtes Netz von Inspektoren und Audits wird die Einhaltung der Regeln überprüft. In der Schweiz fungiert das Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl) in dieser Hierarchie als Vollstrecker der in Brüssel beschlossenen Gesetze und Regeln.

Mit dem Argument, die Luftfahrt sicherer zu machen, hat die EASA alles geregelt, was möglich ist, statt zu regeln, was notwendig ist. Vor-

geschrieben wird nicht mehr in erster Linie, was erlaubt und nicht erlaubt ist, sondern es wird detailliert vorgegeben, wie etwas ausgeführt werden muss. Abweichungen sind im Sinne einer Harmonisierung der Luftfahrt praktisch ausgeschlossen. Das EASA-Regelwerk versucht unterschiedlichste Firmen grössen und unterschiedlichste Flugoperationen mit denselben Vorgaben abzudecken. Dies treibt die Überregulierung in die Höhe. Wenn EASA-Direktor Patrick Ky klagt, die USA hätten – bezogen auf die Anzahl geflogener Stunden – nur halb so viele Flugunfälle wie Europa, dann muss man gleich anfügen, dass die USA eine weit aus geringere Regulierungsdichte haben als die EU. Offensichtlich geht Überregulierung Hand in Hand mit verminderter Flugsicherheit.

Gemäss dem in Frankreich üblichen Ordnungsprinzip ist die EASA zentralistisch organisiert. Von Deutschland hat sie zudem das Konzept geerbt, dass der Staat alles regeln kann und regeln muss. In der Schweiz nun versuchen wir dies als «europäischer» Musterknabe mit helvetischer Präzision umzusetzen. Das Ergebnis ist katastrophal und verträgt

sich zudem nicht mit dem Schweizer Föderalismus und einer grundsätzlich liberalen Gesellschaftsordnung.

Als die Schweiz seinerzeit der EASA beigetreten ist, wurden keine Alternativen geprüft und diskutiert. Die Auswirkungen wurden als positiv beurteilt, und der Beitritt wurde als die einzige Lösung für den Erhalt der Konkurrenzfähigkeit der Schweizer Luftfahrt und des Zugangs zum Binnenmarkt gefeiert. Es waren praktisch die gleichen Argumente, die heute von den Befürwortern des Rahmenabkommens mit der EU vorgebracht werden. Dass so etwas ohne vorherige Evaluation der bisherigen Erfahrungen mit der automatischen Rechtsübernahme geschieht, ist leichtsinnig. Was sich die Schweiz mit der Anbindung in der Luftfahrt in einem Jahrzehnt an unwiderrufflicher Überregulierung ins Land geholt hat, sollte den Politikern genug Anschauungsmaterial liefern.

Martin Stucki ist Inhaber der Firmen Marengo und Linth Air Service.



Schweiz

## Seid verdammt, Millionen

Ein wankelmütiger Bundesrat verzichtet auf Sponsorengelder eines Zigarettenherstellers, weil ein paar Politiker und Journalisten fanden, ein solches Sponsoring zieme sich nicht. Sie würden ihre Energie besser für die Auseinandersetzungen aufheben, bei denen es wirklich um die Interessen der Schweiz geht. *Von Guido Tognoni*

Der grosse Aufreger der sommerlichen Hitzetage war nicht der folgenschwere Entscheid des Bundesgerichts in Lausanne, das, von fanatisierten Staatsangestellten aus der Steuerverwaltung befeuert, mit einem Zufallsmehr gegen die UBS stimmte und mit befremdlicher Begründung dem Bankplatz Schweiz – und damit dem gesamten Werkplatz – einen weiteren Tiefschlag versetzte. Der Aufreger war vielmehr die Frage, was nächstes Jahr bei der Weltausstellung in Dubai auf der Dachterrasse des Schweizer Pavillons passieren werde. Es ging also um das brennende Problem, ob es ab Oktober 2020 am Golf irgendeinen Besucher geben wird, den es interessiert, wer welchen Teil des Pavillon-Sponsorings übernommen hat.

Als bekannt wurde, dass der von der Schweiz aus operierende Zigaretten-Multi Philip Morris für den 15 Millionen teuren Ausstellungsspass 1,8 Millionen Franken spenden wollte, schalteten vornehmlich linke Politiker in den Empörungsmodus. Weil ein Zigarettenproduzent auf der Dachterrasse des Schweizer Pavillons in Dubai im Gegenzug für die Millionenspende sogenannte E-Zigaretten (also alternative Rauchwaren mit weniger Schadstoffen) hätte verschenken dürfen, sollte die Reputation der Schweiz in Gefahr geraten.

### Leidensdruck im alpenländischen Biotop

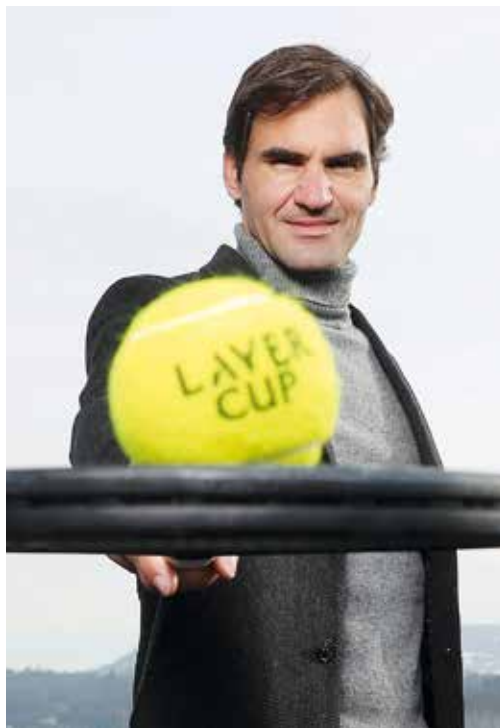
Der Verhältnisblödsinn ist grotesk: Nicht die flächendeckende Kriminalisierung von Bankkunden soll der Schweiz schaden, sondern die Verteilung von Gratismustern einer nicht mehr glimmenden Zigarette im fernen Dubai. Es wurde allen Ernstes von «Image-Transfer» geschwafelt, von einem «PR-Desaster» und von den Risiken, denen sich die Schweiz mit

### Man glaubt, die Schweiz stehe unter pausenloser Beobachtung durch das Ausland.

gewissen kommerziellen Partnerschaften aussetzt. Dabei tritt einmal mehr ein typisch helvetisches Syndrom zutage: Im engen alpenländischen Biotop setzen sich Politiker regelmässig unter Leidensdruck und glauben ebenso wie viele Medienschaffende, die Schweiz stehe unter pausenloser Beobachtung durch

das Ausland. Das mag auf jene Organisationen zutreffen, die vom Alarmismus leben und deshalb jede Chance zur Kritik an irgendwelchen Vorgängen wahrnehmen. Aber dem internationalen Publikum ist es doch völlig egal, wer wo welche Ausstellung oder Botschaftseröffnung sponsert.

Wobei sich die Frage aufdrängt, ob dem Publikum nicht auch die Weltausstellungen völlig egal sind. Nur jene Kreise, die an solchen Ausstellungen durch Planung, Aufbau und bezahlte Teilnahme verdienen bezie-



«Schaffung von Sympathien»: Sportler Federer.

ungsweise zum gegenseitigen Loben hinfliegen, würden in der heutigen Zeit Weltausstellungen vermissen. Wer wissen will, was auf der Welt läuft, schaltet die «Tagesschau» ein oder blättert im Internet und reist nicht um den Globus. Von der Expo 1889 in Paris blieb immerhin der Eiffelturm, von jener 1958 in Brüssel als Symbol das Atomium. Und seither? Die Organisatoren bemühen sich krampfhaft um sinnvolle Inhalte. Mailand 2015 hinterliess dem Schweizer Unternehmen Nüssli für dessen Standbauten unbezahlte Rechnungen in der Höhe von rund 14 Millionen Franken, Astana 2017 ging an

der Menschheit spurlos vorüber (ausser dass Schweizer kein Visum für Kasachstan mehr benötigen und Investoren unter britischem Recht lokale Firmen gründen können). An Dubai 2020 wird wenigstens für kurze Zeit das Theater um das Sponsoring des Schweizer Pavillons hängenbleiben.

### Federer statt Weltausstellung

Dieses Theater war eine überaus kabarettreife Darbietung aus Bundesbern. Es gibt nicht einmal innerhalb der Departemente übereinstimmende Leitlinien für das Sponsoring, und während einzelne Bundesämter gegeneinander stichelten, fand der *Tages-Anzeiger* heraus, dass Bundesrat Ignazio Cassis bei diesem Thema statt als solider Partner in einer für ihn nicht ungewohnten Rolle als oberster schweizerischer Meinungsforscher waltet: In den Standardverträgen des Aussenministeriums gibt es eine Ausstiegsklausel, die «bei negativer Medienberichterstattung, die den Interessen der Schweiz oder ihrem Ansehen erheblichen Schaden zufügt», zur Anwendung kommen kann. Es fällt schwer, einen solchen Vertragsentwurf nicht als Witz zu bezeichnen. Derartige Klauseln erfinden nur Justizbeamte, die noch nie für ein Projekt Geld gesammelt haben. Wenn also ein Sponsoring einzelnen Journalisten nicht schmeckt, wirft der Bund den Sponsor wieder raus. Ignazio Cassis ist in der leichten Gegenbrise gleich umgefallen.

Die Selbstdarstellung unseres Landes steht unter der Aufsicht des EDA und wird von Präsenz Schweiz betrieben. Unter dem Titel «Landeskommunikation» sind die Ziele in einem Bundesgesetz und in einer Verordnung festgehalten, wobei unter anderem die «Schaffung von Sympathien» gefordert wird. Für diesen eindeutigen Auftrag gäbe es eine weitaus bessere Lösung als routinemässig all die Millionen wirkungslos bei Weltausstellungen zu verdampfen: Roger Federer als Landesbotschafter verpflichtet. Am besten schon jetzt, auf Lebenszeit, um jeden Preis! Die Sponsoren würden Schlange stehen.

Guido Tognoni ist Marketingdirektor beim E-Sport-Unternehmen Formula V AG in Cham. Der Jurist und Publizist war lange Zeit in leitenden Funktionen für den Weltfussballverband (Fifa) tätig.



«Ich drohe nicht, aber ich stelle sehr direkte Fragen»: Diplomat Grenell.

## «Trump und Merkel gehen total respektvoll miteinander um»

Richard Grenell, US-Botschafter in Berlin, ist ein Mann des offenen Wortes. Sehr zum Missfallen der Polit-Elite und der Presse. Ein Gespräch über deutsche Empfindlichkeit, Waffenhilfe und die Chemie zwischen Angela Merkel und Donald Trump. *Von Henryk M. Broder und Urs Gehrig*

«Wenn du Angst hast, kritisiert zu werden, bist du nicht für diesen Job gemacht.» Richard Grenell, heller Sakko, Bluejeans, Wildlederschuhe, lehnt sich zurück und zeigt sein strahlendes Lächeln. Auch an diesem Tag für Schlagzeilen gesorgt. «Botschafter Grenell droht Deutschland mit Truppenabzug», titelt der *Spiegel*.

Vor Grenells Bürofenster glänzen die Streitpferde der Quadriga auf dem Brandenburger Tor. Nur wenige Meter von jener Stelle entfernt, wo Ronald Reagan seine legendäre Botschaft verkündigte («Herr Gorbatschow, reißen Sie diese Mauer nieder»), erklärt Grenell fröhlich, dass diejenigen, die ihn kennen, wissen, dass er eine temperamentvolle Debatte liebt.

Doch Deutschlands Polit-Elite und schreibende Zunft sind nicht allzu sehr von Grenells offensivem diplomatischem Stil angetan. Abwechselnd wird er zum «rechtsextremen Kolonialoffizier», «diplomatischen Totalausfall» oder «Hochkommissar einer Besatzungsmacht» erklärt. Wütende Politiker haben wiederholt seine Ausweisung gefordert.

Doch Grenell hat nicht vor, bald abzureisen. Kritik pariert er mit entwaffnender Offenheit. Als gläubiger Christ erzählt er, wie Gott ihm über seine Krebserkrankung hinweghalf. Als bekennender Schwuler kämpft er für eine weltweite Entkriminalisierung der Homosexualität. Und wenn er bei Laune ist, wartet er mit einer überraschenden Offenbarung auf – wie unsere Reporter bald erfahren sollten.

Deutsche Medien berichteten heute morgen: «Kurz vor den geplanten Europareisen von Trump verschärfen die USA den Ton in der Debatte und drohen erneut mit einem Teilabzug ihrer Truppen aus Deutschland.» Herr Botschafter, was wird von der deutsch-amerikanischen Freundschaft übrigbleiben, wenn Sie die US-Truppen nach Polen verlegt haben?

Der Präsident hat noch keinen Entscheid getroffen. Jeder, der eine Truppenverschiebung bereits als Tatsache darstellt, liegt falsch.

Steht der Entscheid kurz bevor?

Nein. Ich denke, die deutschen und die europäischen Medien haben nicht genau zugehört, was Präsident Trump in Washington

gesagt hat, als er mit dem [polnischen] Präsidenten Andrzej Duda zusammentraf. Es geht ihm darum, dass die nationalen Verteidigungsausgaben auf 2 Prozent des Bruttoinlandprodukts erhöht werden. Das ist eine Verpflichtung gegenüber der Nato, eine Verpflichtung, die wir für sehr wichtig halten. Dies hat der Präsident deutlich gemacht, als er sagte: «Deutschland liegt bei 1 Prozent. Die Deutschen sollten bei 2 Prozent liegen, und sie machen nicht rasch genug vorwärts. Wir haben 52 000 Soldaten in Deutschland stationiert. Wir haben sie schon lange, lange dort. Also würden wir wahrscheinlich eine bestimmte Anzahl von Soldaten nach Polen verlegen, wenn wir mit ihnen [den Polen] eine Übereinkunft erzielen.» Die Realität ist, dass noch keine Entscheidung getroffen wurde. Einmal mehr schiessen hier einige Medien übers Ziel hinaus.

**Verfolgt man die Nachrichten in den USA, erhält man den Eindruck, dass Deutschland und ganz Europa für die Amerikaner immer weniger Bedeutung haben. Ist das richtig?**

Nein, das glaube ich nicht. Ich denke, die Europäer sind für die Amerikaner unglaublich wichtig. Einer der Gründe, warum ich diesen Job [als Botschafter in Deutschland] wollte, war, dass die E3 – die Briten, Franzosen und Deutschen – für die Arbeit der Vereinigten Staaten sehr bedeutend sind. Das habe ich bei den Vereinten Nationen gesehen [Grenell war 2001 bis 2008 Sprecher der US-Delegation bei der Uno, die Red.]. Ich habe gesehen, dass wir die E3 brauchen, die, wie ich sagen würde, reflexhaft an der Seite des Westens stehen. Wir glauben alle an Demokratie, Menschenrechte, Rechtsstaatlichkeit und an den Kapitalismus. Deshalb wollte ich diesen Posten in Deutschland.

**Um die Beziehungen wieder auf den richtigen Weg zu bringen?**

Nein. Um die Beziehungen zwischen Europa und den USA, zwischen Deutschland und den USA zu vertiefen, damit der Westen gestärkt werden kann. Wir sind sehr davon überzeugt, dass die Amerikaner viel für Europa geopfert haben, weil wir Freunde sind.

**Zwei Mal in einem Jahrhundert.**

Zwei Mal. Wir haben das getan, weil wir an die Beziehungen glauben. Wir bitten nicht Russland oder China, ihre Armeen aufzubauen. Wir fragen unsere Freunde, die Deutschen.

**Es ist interessant, dass Sie die E3 und nicht die EU als Ganzes erwähnt haben. Ist die EU weniger wichtig?**

Nein. Ich will damit nicht sagen, dass es zwei Kategorien gibt. Aus praktischen Gründen neigen wir bei der Uno, wo ich

herkomme, dazu, uns mit den E3 zu organisieren. Vor allem, weil die Franzosen und Briten als ständiges Mitglied im Sicherheitsrat sitzen. Sich mit den E3 abzusprechen, ist schneller und einfacher.

**Nachdem es in der Strasse von Hormus wiederholt zu Zwischenfällen mit dem Iran gekommen ist, planen die USA eine Mission zur Sicherung von Handelsschiffen. Sie haben versucht, Druck auf die Deutschen auszuüben, sich an der Mission zu beteiligen. Doch Aussenminister Heiko Maas erteilte Ihnen eine Absage. Werden Sie ein Nein als Antwort akzeptieren?**

Wir haben keinen Druck ausgeübt. Die deutschen Medien haben hier völlig überreagiert. Wir haben bloss gefragt. Wenn eine blosser Frage als Druck empfunden wird, haben wir ein ernsthaftes Problem. Einfach

---

**«Viele, viele Deutsche bedanken sich dafür, dass ich so ehrlich und direkt bin.»**

---

zu fragen, sollte nicht als Druck empfunden werden. Es sei denn, man ist sich nicht gewohnt, dass Fragen gestellt werden.

**Broder: Darf ich als Deutscher Folgendes sagen: Wenn die Deutschen eine Regierung bitten, etwas zu tun, dann ist das Diplomatie. Wenn gewisse Regierungen die Deutschen bitten, etwas zu tun, dann ist das Erpressung.**

Ich denke, wir haben eine tiefe Freundschaft, und wir sollten erkennen, dass die Bitte um Unterstützung und Kooperation keine Drohung ist. Zu behaupten, es sei eine Drohung, ist unseriös.

**Wir haben den Eindruck, dass Ihre Anfrage Deutschland in eine peinliche Situation bringt. Es ist kein Geheimnis, dass die deutsche Marine in schlechter Verfassung ist. Derzeit ist sie an zwei Missionen beteiligt, in der Ägäis und vor der Küste Libyens. Damit ist sie an ihre Grenzen gestossen, wie Militärexperten bestätigen. Die Deutschen scheinen gar keine Schiffe mehr einsatzbereit zu haben, die sie zuhanden einer weiteren Mission schicken könnten.**

Ja. Lassen Sie es mich so formulieren. Wir bitten sie um ihre Hilfe, weil es der beste Weg ist, fortlaufende Ausreden abzuschwächen. Wenn wir ständig Gründe hören, warum man nicht helfen kann, haben wir manchmal das Gefühl, dass gewisse Leute uns mit Nein antworten, egal, wonach wir fragen. Wir wollen formell fragen und den Prozess durchlaufen, bei dem die deutsche Regierung, die Mitglieder des Bundestages sowie die deutsche Öffentlichkeit unsere Anfragen hören und uns hoffentlich eine durchdachte Antwort anbieten. Aber heute sind wir an einem Punkt, wo wir nicht

einmal ein Wort aussprechen können, ehe uns ein apodiktisches Nein um die Ohren schlägt.

**Wie eine präventive Antwort?**

Ja.

**Gehrig: Deutsche beschwerten sich, dass Sie «aufdringlich», «rechthaberisch», «fordernd», «schamlos» seien und dass Sie sich in innenpolitische Angelegenheiten einmischen würden. Das ist genau der Eindruck, den viele Schweizer von den Deutschen haben. Herr Botschafter, sind Sie vielleicht zu deutsch für die Deutschen?**

*(Lacht)* Jeder, der mich kennt, weiss, dass ich ein gutes Gespräch, eine gute Debatte liebe. Ich drohe nicht, aber ich stelle sehr direkte Fragen. Ich dachte, das sei unter Freunden selbstverständlich. Aber lassen Sie mich anfügen, dass die Medien viele, viele Leute schlicht ausblenden, die auf mich zukommen und sich dafür bedanken, dass ich ehrlich und direkt bin – so wie es unter Freunden sein sollte.

**In einem Interview mit der Tageszeitung Welt kündigte der chinesische Starkünstler Ai Weiwei an, dass er Deutschland verlassen werde. Deutschland sei «keine offene Gesellschaft», sagt er. Es gebe «kaum Raum für offene Debatten, kaum Respekt für abweichende Stimmen». Deckt sich seine Sicht mit Ihren Erfahrungen?**

Nein. Ich denke, es gibt hier eine gesunde Debatte, und ich stehe mittendrin. *(Lacht)*

**Das ist die gute Nachricht. Welches ist die schlechte Nachricht?**

Schauen Sie, wir scheuen nicht davor zurück, schwierige Themen anzupacken. Es ist keine leichte Entscheidung, mehr Geld für die Verteidigung auszugeben. Mir wurde mehrmals gesagt, ich solle diese Diskussionen nicht öffentlich, sondern ausschliesslich im Hinterzimmer abhalten. Wir haben das versucht. Aber wir denken, dass es von Vorteil ist, dieses Thema öffentlich zu diskutieren. Es geht um die Nato. Wir sind der Meinung, dass es in der deutschen Öffentlichkeit eine grosse Unterstützung für sie gibt.

**Woher wissen Sie das?**

Ich spreche regelmässig in ganz Deutschland öffentlich. Die Leute sagen mir mit überwältigender Mehrheit, dass sie die Nato unterstützen und die Verpflichtung gegenüber der Nato erfüllen wollen.

**Sie sprechen mit Leuten aus dem breiten Volk?**

Ja. Deutsche Leute, die bei Veranstaltungen auftauchen. Sie schätzen die Nato absolut. Sie anerkennen, dass der Beitrag an die Nato eine absolute Verpflichtung ist, und sie anerkennen, dass die grösste Volkswirtschaft in Europa eine Verantwortung hat, ihren Verpflichtungen nachzukommen.

**Seltsamerweise vermitteln uns die Medien genau den gegenteiligen Eindruck – dass**

das deutsche Volk gegen einen höheren Beitrag an die Nato sei.

Ich sage Ihnen bloss, welches meine eigenen Erfahrungen sind.

**Broder:** Ich zweifle nicht daran, meine Erfahrung ist die gleiche. Aber ich frage mich, warum die deutschen Medien über das Thema auf eine, sagen wir mal höflich, ganz andere Weise berichten. Haben Sie dafür eine Erklärung?

Ich denke, es ist wirklich wichtig, dass man mit Leuten im ganzen Land spricht.

**Broder:** Sie waren kaum in Berlin angekommen, da forderte mein ganz besonderer «Freund», Herr Martin Schulz, der frühere SPD-Vorsitzende und ehemalige Präsident des Europaparlaments, Sie dazu auf, Ihren Posten sofort wieder zu verlassen. Was hielten Sie davon?

Schauen Sie, ich mag Leute, die Dinge diskutieren wollen, aber ich denke, es ist wichtig, tatsächlich zu diskutieren und nicht bloss ...

**Es ging ihm nicht darum, darüber zu diskutieren.**

Richtig, ja. Wir wollen eine Debatte über diese Fragen führen. Ein einseitiges Gespräch ist nie gut.

**Im Mai reiste Bundeskanzlerin Angela Merkel nach Harvard. Dort, auf amerikanischem Boden, hielt sie eine Rede, in der sie Ihren Präsidenten ziemlich offen kritisierte. Sie hatten Gelegenheit, Merkel und Trump gemeinsam hinter verschlossenen Türen zu beobachten. Können Sie uns schildern, was zwischen den beiden geschieht, wenn die Öffentlichkeit nicht zusieht?**

Ich habe gesehen, wie sie diskutieren. Sie pflegen eine extrem gesunde Gesprächskultur, es ist ein Hin und Her, und sie gehen ehrlich und total respektvoll miteinander um. Und es macht ziemlichen Spass, ihnen zuzusehen, denn sie sind beide leidenschaftlich.

**Auch Frau Merkel?**

Beide. Sie haben beide einen feinen Sinn für Humor.

**Haben wir richtig gehört? Sie sagen, dass Frau Merkel Sinn für Humor hat? Das wird unsere Schlagzeile sein!**

Sie sind sich auch über alle grossen Themen einig, vielleicht nicht immer über die Taktik, aber sie sind sich über die Ziele einig. Es ist sehr wichtig, sich daran zu erinnern.

**Die Amerikaner sind zweimal über den Atlantik gekommen, um Europa vor Tyrannei zu retten. Zehntausende Ihrer Landsleute sind dabei gestorben. Doch heute verbreiten Medien in Westeuropa und vor allem auch in Deutschland beinahe täglich Nachrichten, die über normale Kritik an den USA oder ihrem Präsidenten hinausgehen. Oft wird Amerika geradezu**

**verteufelt. Können Sie verstehen, woher dieser Antiamerikanismus rührt?**

Nun, das ist den Amerikanern sicherlich nicht entgangen. Die Amerikaner haben stark den Eindruck, dass sie viel für ein stärkeres Europa geopfert haben, ein Europa, das mit dem Westen verbunden ist. Wenn wir den Anstieg des Antiamerikanismus beobachten, ist das sehr beunruhigend. Gleich dahinter, vielleicht sogar davor, kommt der Antisemitismus.

**Beide hängen miteinander zusammen.**

Sie hängen zusammen. Eines der Probleme in der aktuellen Situation ist, dass sich viele Leute nicht darüber bewusst sind, dass wir Truppen mit 50 000 amerikanischen Soldaten permanent in Deutschland stationiert haben, das ist eine Menge. Und sie kosten viel Geld. Die amerikanischen Steuerzahler bezahlen dies. Das nehmen wir nicht auf die leichte Schulter. Wir tun das, weil wir an Europa glauben. Wir glauben an Deutschland, und wir glauben an die Nato. Deutschland hat eine Exportwirtschaft. Sie hängt stark von sicheren Meeresrouten ab. Die Amerikaner setzen sich federführend dafür ein. Da ist es nicht zu viel verlangt, wenn wir sagen: «Ihr in Deutschland habt einen Staatsüberschuss. Wir haben eine Staatsver-

---

**«Sie pflegen eine extrem gesunde Gesprächskultur, es ist ein Hin und Her.»**

---

schuldung von 22 Billionen Dollar. Könntet ihr uns helfen?» Aber stattdessen hören wir wütende Stimmen: «Ihr droht uns.» Ich denke, das kommt daher, dass sich viele der grossen Opfer nicht bewusst sind, die die Amerikaner gebracht haben und immer noch bringen.

**Broder:** Wir Deutschen sind uns der Opfer wohl bewusst, die die Amerikaner gebracht haben.

Darüber wird normalerweise in der Vergangenheit gesprochen. Viele scheinen auszublenzen, dass die deutsche Wirtschaft auch heute von der amerikanischen Armee in Deutschland, von der US-Schutzmacht in der Strasse von Hormus, im Südchinesischen Meer und an weiteren Orten profitiert.

**Broder:** Ich beziehe mich auf Marie von Ebner-Eschenbach, eine Zeitgenossin von Freud und eine der bedeutendsten deutschsprachigen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts. Sie sagte: «Das Gefühl schuldiger Dankbarkeit ist eine Last, die nur starke Seelen zu ertragen vermögen.» Mein persönlicher Eindruck ist, dass die Deutschen den Amerikanern nie ganz verzeihen werden, dass sie von den Nazis befreit werden mussten. Ist Ihnen dieser Gedanke schon mal gekommen?



«Starkes Interesse»: mit Partner Matt Lashey.

Ich habe Sie das schon ein paar Mal sagen hören.

**Vielleicht haben die Deutschen einfach vergessen, dass nichts umsonst ist im Leben?**

Das Einzige, was ich dazu sagen kann, ist, dass die Amerikaner an Europa glauben. Wir glauben an Deutschland, und wir wollen eine sehr enge, tiefe Beziehung haben. Das bedeutet aber: Man anerkennt, dass die Verteidigungsausgaben gemeinsam gestemmt werden müssen. Und zwar auf dem Niveau, das von der gegenwärtigen Koalition, der SPD und der CDU, vereinbart worden ist [2 Prozent des BIP bis spätestens 2024, die Red.].

**Sie leben offen schwul und setzen sich vehement für eine globale Durchsetzung der Entkriminalisierung der Homosexualität ein. Dies ist ein Thema, bei dem Sie, so erwartet man, in ganz Europa breite Unterstützung geniessen. Ist das so?**

Ich bekomme sicherlich Unterstützung in ganz Europa, aber nicht immer lautstark von den Regierungen. Der Fokus der Initiative liegt jedoch auf den 71 Ländern weltweit, die Homosexualität kriminalisieren. Präsident Trump hat sehr deutlich gemacht, dass dies falsch ist und dass er weiter dagegen kämpfen wird.

**Präsident Trump hat das Anliegen Anfang Juni offiziell zur Chefsache gemacht und verfolgten Schwulen, Lesben, Bisexuellen und Transgender-Leuten weltweit seine Unterstützung zugesagt. Sind Sie in dieser Sache die treibende Kraft hinter dem Präsidenten?**

Nein. Es ist wirklich der Präsident selbst, der diese Initiative vorantreibt. Er hat ein starkes Interesse daran.



«Unterstützer»: Trump mit LGBT-Fahne.

### Trump wird von vielen Deutschen als sehr homophob angesehen.

Nun, das ist absolut lächerlich. Er ist ein grosser Unterstützer [der LGBT-Anliegen, die Red.]. Es gibt schlicht und einfach keinen Beweis, der das Gegenteil belegen würde.

### US-Botschafter in Europa warnen vor dem chinesischen Einfluss und insbesondere vor Geschäften mit Huawei.

Das ist ein wichtiges Thema für die USA.

### Huawei leide Daten von Privatpersonen an die chinesische Regierung weiter. Aber wie wir vor einiger Zeit von Edward Snowden erfuhren, haben amerikanische Unternehmen dasselbe im Namen der US-Regierung getan. «Wo ist der Unterschied?», fragen die Leute. «Warum warnen die Amerikaner vor den Chinesen, wenn sie selbst seit langem dasselbe tun?»

Der Punkt ist der, dass wir in den Vereinigten Staaten Unternehmen haben, die sehr selbstbewusst und stolz sind, sich gegen unsere Regierung zu stellen. So, wie es Apple nach dem Terroranschlag von San Bernardino in Kalifornien im Jahr 2015 getan hat, als die Firma keine Telefondaten über den Attentäter herausgab. Wenn diese Unternehmen nach China gehen oder in den Iran oder irgendwohin im Nahen Osten, spielen sie nach den lokalen Regeln. Ich würde argumentieren, dass Unternehmen in China keine andere Wahl haben. Selbst amerikanische Unternehmen sind gezwungen, diese Informationen sofort an China weiterzugeben. Es gibt kein ordnungsgemässes Verfahren oder keine Rechtsstaatlichkeit. Wenn dir die Entscheidung nicht gefällt, dann ist es so.

Du hast keine Möglichkeit, Berufung einzu-legen.

*(Grenells Assistentin blickt zur Uhr)*

**Zum Schluss ein paar kurze Fragen. Bitte nennen Sie uns etwas typisch Deutsches, an das Sie sich nie gewöhnen werden?**

*(Der Botschafter denkt nach)*

**Bratwurst vielleicht?**

Nein. Die Tatsache, dass hier Gebäude keine Klimaanlage haben ...

«Ich lerne hier, dass es keine schlechte Sache ist, keine Klimaanlage zu haben.»

... Die Befreiung Deutschlands wird nie ganz vollendet sein, solange Deutschland keine Klimaanlage hat. *(Allgemeines Lachen)*

Ich lerne hier, dass es keine schlechte Sache ist, keine Klimaanlage zu haben. Wir in den USA lassen zu viele laufen.

**Weiter, nennen Sie uns etwas Deutsches, das Sie nicht missen möchten.**

Es gibt eine ganze Reihe von Dingen. Das Oktoberfest. Und ganz Bayern.

**Was an Deutschland werden Sie nie verstehen?**

Warum die Hauptstadt nicht München ist. *(Lacht)*

**Trumps Vorfahren stammten ursprünglich aus Deutschland. Erkennen Sie etwas typisch Deutsches an ihm?**

Nein. Er ist ein typischer New Yorker, ganz unabhängig von der ethnischen Abstammung.

**Broder: Eine letzte Frage: Sie haben erwähnt, dass die Amerikaner im letzten Jahrhundert Europa zweimal gerettet haben. Was mich betrifft, bin ich sehr dankbar dafür, denn die Amerikaner haben meinen Vater befreit. Sonst würde ich nicht hier sitzen. Für den Fall, dass mit Europa wieder etwas schief laufen sollte: Werden die Amerikaner erneut kommen und die Deutschen ein drittes Mal vor sich selbst retten?**

Ich werde keine Hypothese aufstellen. Ich bin zuversichtlich, dass Sie hier in Deutschland ein grossartiges System haben, dass ein öffentlicher Dialog wirklich wichtig ist. Wir sind sehr stark davon überzeugt, dass die Deutschen unsere Freunde sind und dass wir Europa brauchen. Wir brauchen ein starkes Europa. Gemeinsam schaffen wir das.

Richard Grenell, 1966 in Jenison, Michigan, geboren, ist ein Quereinsteiger. Er arbeitete unter anderem als Kommentator für den Sender Fox News, bevor er von Präsident George W. Bush jun. 2001 zum Sprecher des US-Botschafters bei den UN ernannt wurde. Nach sieben Jahren im Amt kehrte er freiberuflich in den Journalismus zurück. Seit Mai 2018 ist er Botschafter in Berlin.

Die längere Originalversion des Interviews ist nachzulesen auf [www.weltwoche.ch/international](http://www.weltwoche.ch/international)



## Inside Washington

### Kehrtwende

**Mexiko weist an der Grenze mehr Migranten zurück. Das entlastet die USA.**

«Der andauernde Druck der Trump-Administration, die Ankunft von Migranten an der Südgrenze einzuschränken, zeigt endlich Ergebnisse.» Ist das eine prahlerische Pressemitteilung des Weissen Hauses? Oder ein eindringlicher Tweet der unermüdlichen Präsidentenberaterin Kellyanne Conway?

Nichts davon. So steht es in der *The New York Times*, der von Präsident Trump verabscheuten Zeitung seiner Heimatstadt.

Das Traditionsblatt holt zu einem Schlag gegen die linke Kongressabgeordnete Alexandria Ocasio-Cortez (AOC) und ihren Trump-Gegner-Trupp aus. Es berichtet, dass Mexiko seine Südgrenze militärisch verstärkte. Das lindert die Überbelegung in den US-Haftanstalten, die AOC als moderne Konzentrationslager bezeichnet.

Laut der amerikanischen Zoll- und Grenzschutzbehörde ist die Zahl der in den Zentren festgehaltenen Kinder von 2700 im Mai auf 200 im Juni gesunken. Das National Public Radio stellt mit Erstaunen fest, dass Trumps «Remain in Mexico»-Politik die texanischen Unterkünfte leert.

Statt dass sie ihre Asylanträge innerhalb der USA abwarten können, werden Migranten nach Mexiko zurückgebracht. Seit Anfang dieses Monats weisen Grenzbeamte durchschnittlich 450 Migranten pro Tag zurück. Angeblich harren nun 40 000 Migranten in Nordmexiko aus. Aber viele andere gehen deprimiert nach Hause ins Dreieck El Salvador, Guatemala und Honduras zurück, anstatt in einer zwielfichtigen mexikanischen Grenzstadt auf eine Asylanforderung zu warten, die in den meisten Fällen zu einer Enttäuschung wird.

Wie ein Einwanderungsexperte der University of Texas der *Texas Tribune* sagt: «Es macht einen grossen Unterschied, ob man in Boston auf einen Asylentscheid wartet oder in Mexicali oder Monterrey.»

*Amy Holmes*

# Leidenschaft und Rache

Frankreichs Rechte liegt am Boden und träumt von seinem Comeback: Ex-Präsident Nicolas Sarkozy hat mit «Passions» einen Bestseller geschrieben. Auch sonst läuft es gut für ihn.

Von Jürg Altwegg

«They never come back» ist eine Weisheit aus der Box-Welt, Kategorie Schwergewicht. Noch etwas brutaler sind die ungeschriebenen Regeln französischer Präsidentschaftswahlen in der Fünften Republik: Eine Ausnahme kennen sie nicht; noch ist keinem, der im Kampf um seine Wiederwahl k.o. ging, ein Comeback geglückt. Versucht haben es alle – stets nach dem gleichen Rezept: mit einem Buch.

Charles de Gaulle, der 1946 als Regierungschef der Vierten Republik zurückgetreten war, bereitete die Rückkehr an die Macht mit seinen Memoiren vor. Valéry Giscard d'Estaing schrieb nach seiner Niederlage gegen François Mitterrand einen Roman, der so schlecht war, dass er ein Comeback verunmöglichte. François Hollande griff ebenfalls zur Feder und erreichte mit seinen «Lektionen der Macht» eine Auflage von 150 000 Exemplaren. Monatlang reiste er durch die Buchhandlungen des Landes. Seine einzige Selbstkritik: dass er auf eine erneute Kandidatur verzichtet habe. Frankreich hasst seine Politiker und verehrt sie nach dem Rücktritt.

## Episoden einer Ehekrise

Noch spektakulärer ist das Echo auf Nicolas Sarkozys neues Buch. Täglich werden 5000 Exemplare verkauft, es steht an der Spitze der Bestsellerlisten. Die Auflage beträgt inzwischen 250 000 Exemplare. Eine «Erzählung seiner Gefühle» nennt er es: «Passions» lautet der Titel – Leidenschaften. Während sechs Monaten hat Sarkozy jeweils drei Stunden pro Tag geschrieben – von Hand. Er erzählt von den Anfängen seiner politischen Laufbahn – und vom Tag des TV-Duells mit der sozialistischen Gegnerin Ségolène Royal, an dem Sarkozys damalige Frau Cécilia die Scheidung verlangte. Sarkozy erzählt die Episoden der Ehekrise ohne Ressentiment und bedauert nur, dass er viel zu lange gezögert habe, um einen radikalen Schlussstrich zu ziehen.

Ein ergreifendes Porträt widmet er seiner Mutter und die allerschönsten Seiten seiner «Leidenschaften» Carla Bruni, der «wichtigsten Begegnung in meinem Leben». Schon nach einer Woche habe er um ihre Hand angehalten. Im Elysée kam es zur ersten Eheschliessung eines amtierenden Präsidenten.

Nicht geschont wird Kollege Hollande, der seine unsäglichen «Lektionen der Macht» auch dem Vorgänger erteilt. Mit Emmanuel Macron versteht sich Sarkozy sehr viel besser. Der amtierende Präsident behandelt ihn standesgemäss, betraut ihn mit Missionen im Namen Frank-



«Die wichtigste Begegnung»: Ehepaar Sarkozy-Bruni.

reichs und zieht ihn als Berater bei. Ausser in den Bereichen Sicherheit und Einwanderung seien ihre Programme identisch, befindet Sarkozy. Das vielzitierte Lob allerdings – «wie ich, nur besser» – will er nie formuliert haben.

Mit François Fillon, seinem treuen Premierminister während der gesamten Amtszeit, rechnet Sarkozy hingegen ab. In der Vorwahl der Republikaner 2017 waren sie Rivalen – und Fillon alles andere als loyal. Zum Buch lässt er verlauten: «Nicolas Sarkozys einzige Leidenschaft ist Nicolas Sarkozy. Und so stark wie diese Leidenschaft sind nur seine Rachegelüste gegenüber allen, die ihn herausgefordert haben.»

Das ist nicht der nachhaltigste Eindruck, den die Memoiren hinterlassen. Ihr Erfolg wird zum politischen Phänomen. Die Frauen-Fussball-WM und die seit Jahren spektakulärste Tour de France sind zu Ende. Am Strand lesen die Franzosen Sarkozys Geschichte als Sommermärchen, dem nur noch das glückliche Ende fehlt. «Passions» erschien einen Monat nach dem Debakel der Republikaner bei der Europawahl. Mit Sarkozy träumt Frankreichs Rechte von besseren Zeiten und einer Rückkehr an die Macht, die 2012 verlorenging.

Zwischen den Wahlgängen publizierte die Internet-Zeitung *Mediapart* damals ein Dokument, laut dem Sarkozys Kampagne fünf Jahre zuvor von Gaddafi finanziert worden sei: mit 50 Millionen Euro. Fillon wärmte die Geschichte 2017 in der Vorwahl auf und vereitelte Sarkozys erstes Comeback. Im vergangenen Januar verkündete das Portal nach einem weiteren Gerichtsurteil «Sarkozys ultimative Niederlage gegen *Mediapart*». Nach Stand der Dinge muss es zum Korruptionsprozess kommen.

Doch die Zweifel mehren sich. Das *Journal du Dimanche* publizierte neue Expertisen und Zeugnisaussagen: Es war ein «Komplotz gegen Sarkozy». Das Dokument wird als Fälschung be-

zeichnet. Der Chefredaktor sagt: «Entweder handelt es sich um den grössten Skandal der Fünften Republik. Oder um die übelsten Fake News.» Nebenbei geht es um die Frage, ob Sarkozy den folgenschweren Krieg gegen Libyen, zu dem er Obama anstiften konnte, nur führte, um die Enthüllungen zu verhindern.

## Ochsentour durch die Buchhandlungen

Nicolas Sarkozy im Sommerhoch: Die Rückspiele gegen Fillon und Hollande hat er überlegen gewonnen. Plant der 64 Jahre alte Politiker, den die Rechte als ihren letzten Chef und charismatischen Champion verehrt, ein zweites Comeback? Sarkozy dementiert, sagt aber auch: «Meine Geschichte mit den Franzosen ist nicht zu Ende.»

Der Politologe Jean-Yves Mollier macht in dessen Ochsentour durch die Buchhandlungen sehr wohl eine «politische Strategie» aus: «Ein Politiker muss Hände schütteln oder eben Bücher signieren, manchmal in der tiefsten Provinz. Sarkozy hält sich an Mitterrand, der in seiner Karriere ebenfalls eine lange Durststrecke durchqueren musste: Er schrieb. Sarkozy will zurück auf die politische Bühne.»

Es wäre die spektakulärste historische Premiere der Fünften Republik. Sieben von zehn Franzosen lehnen Sarkozys Rückkehr ab. Aber als Gradmesser der politischen Popularität sind Frankreichs Bestsellerlisten sehr viel verlässlicher als Umfragen. Seine Buchhandlungen bleiben das beste Sprungbrett für ein Comeback.



Nicolas Sarkozy: *Passions*. Auf Französisch. Ud-Union Distribution. 358 S., Fr. 36.90



# Wie starb der «Ikarus» von New York?

Sexhandel mit Kindern, ein Netzwerk von Prinzen und Präsidenten, dubioser Reichtum. Und jetzt Selbstmord mit dem Bettlaken? Der Fall Epstein provoziert Verschwörungstheorien. Wir sprachen mit einem Ermittler, der das Todesgefängnis kennt, und der Journalistin, die erstmals Fakten über Epstein aufdeckte. *Von Amy Holmes*

Als Daniel Santana\*, der in New York als verdeckter Ermittler arbeitet, am Samstag letzter Woche die Schlagzeile sah, dass der 66-jährige Milliardär Jeffrey Epstein in seiner Zelle tot aufgefunden wurde und alles auf Selbstmord hindeutete, war er sofort misstrauisch. «Ein prominenter Häftling wie Epstein? Man würde unbedingt dafür sorgen, dass er zu seinem Gerichtstermin erscheint. Solche Leute bekommen eine Vorzugsbehandlung.»

Vielleicht bekam Epstein im Metropolitan Correctional Center (MCC) tatsächlich eine Vorzugsbehandlung – «behördliche Fahrlässigkeit» in Santanas Polizistenjargon. Will heissen: Vielleicht haben die Wärter weggeschaut.

Seit fünfzehn Jahren arbeitet Santana als verdeckter Ermittler im New Yorker Polizeidienst. Seine persönliche Geschichte dürfte Fans von Martin Scorsese oder Spike Lee vertraut sein. Er wächst in Queens auf, in einer multiethnischen Arbeitergegend. Manche Freunde werden Kleinkriminelle, andere eine Gefahr für die Öffentlichkeit. Einige landen hinter Gittern, aber nicht in einem Gefängnis wie dem MCC, sondern in einem echten Knast, wo das Überleben ein tagtägliches Kampf ist. Santana hatte Glück, in seiner Familie waren viele Männer beim Militär. Seine Eltern gingen schon früh auseinander, aber sie erwarteten von ihm, dass er auf dem rechten Weg blieb. Er ging zur Polizei und legte seinen Dienst ab.

Santana hat mit zahllosen Häftlingen im MCC gesprochen, wo Epstein seine letzten Wochen verbrachte. Er weist darauf hin, dass der berühmte Drogenkönig Joaquín «El Chapo» Guzmán, der auf spektakuläre Weise aus einem mexikanischen Hochsicherheitsgefängnis ausgebrochen war, im MCC einsass.

Wenn der gefürchtete und listenreiche «El Chapo» im MCC, einem düsteren Betonkerker, sicher eingesperrt war, «wie konnten die Behörden es dann zulassen, dass ihr prominentester Häftling seit «El Chapo» starb?»

Die Investigativjournalistin Conchita Sarnoff hat den Milliardär im Rahmen ihrer Recherchen zu seinem ausgedehnten Sexring mit minderjährigen Mädchen persönlich interviewt. Epsteins Selbstmord in seiner Zelle habe sie nur «halb schockiert», sagte sie mir.

«Nur Tage nach seiner Verhaftung [im Juli] erhielt ich einen Anruf von einem FBI-Agenten. Er meinte, dass Epstein es nicht bis zu seinem Prozess schaffen könnte.»

Sarnoff bezweifelt, genau wie Santana, dass Epsteins finaler Akt eine Ein-Mann-Show war. «Ich kannte ihn, habe mit ihm gesprochen. Er war jemand, der an die Macht von Geld und Erpressung glaubte. Von beidem machte er reichlich Gebrauch. Selbst hinter



«Geld und Erpressung»: Protest vor dem Gericht, New York.

Gittern fühlte er sich unbezwingbar wie Ikarus, weil er mit seinem Geld Einfluss und Menschen kaufen konnte.»

## Anscheinend klar

Eine schillernde Liste von Männern wie Prinz Andrew, der ehemalige US-Präsident Bill Clinton, der ehemalige israelische Ministerpräsident Ehud Barak, der ehemalige Gouverneur von New Mexico, Bill Richardson, und der ehemalige US-Finanzminister Larry Summers – sie alle sollen in Epsteins Privatjet mit dem Spitznamen «Lolita Express» geflogen sein.

Erst 72 Stunden nach dem Bekanntwerden von Epsteins Tod wurde schliesslich bekanntgegeben, dass «Ikarus» sich mit Hilfe eines Lakens an der oberen Pritsche seiner Zweimann-Zelle erhängt habe. Der grossgewach-

sene Mann soll sich, das Laken um den Hals geknüpft, vornübergebeugt und der Schwerkraft dann den Rest überlassen haben.

Werkzeug und Methode: anscheinend klar. Wie und warum: Es bleiben viele Fragen.

Santana weist darauf hin, dass Epsteins Zellengenosse nach dessen erstem Suizidversuch in eine andere Zelle verlegt wurde. «Schon merkwürdig. Dieser Zellengenosse war eine Alarmanlage.»

Nach seinen Erfahrungen mit prominenten Häftlingen («Wir reden hier ja nicht von einem durchschnittlichen Kriminellen») war im MCC völlig klar, dass bei Insassen wie Epstein ein hohes Risiko besteht, dass ihnen etwas zustösst, dass sie erpresst werden oder sich selbst gefährden. Epsteins gescheiterter Suizidversuch im Juli sei der beste Beweis.

«Mir ist schleierhaft, wie er das geschafft hat», sagt Santana. «Sich aufzuhängen, dauert eine gewisse Zeit. Und es entsteht Krach. Zwischen vier und sechs Uhr will niemand draussen auf dem Gang etwas gehört haben? Es ist so beengt dort, dass man eine Stecknadel zu Boden fallen hört.»

Sarnoff hat Kontakt zu mehreren Opfern von Epstein. Sie kann keine Details verraten, berichtet aber, dass die meisten von ihnen in Gesprächen mit dem Justizministerium mit Blick auf Ermittlungen zu ihren Missbrauchsvorwürfen stehen. Sarnoff, Senior Fellow an der Walsh School of Foreign Service der Georgetown University, sagt, der schmutzige und weitreichende Skandal um Epstein habe sie motiviert, sich für die Opfer des Mädchenhandels einzusetzen.

Auf meine Frage, wie er mit dem Verdacht umgehe, dass seine eigenen Kollegen im MCC sich möglicherweise zu Werkzeugen einer korrupten Agenda haben machen lassen, sagt Santana: «Es ist ekelhaft. Ich habe unter Eid geschworen, dem Land und dem Staat zu dienen. Schon die Vorstellung, meine Chefs könnten ...» Er kann den Satz nicht beenden, seinen Gedanken nicht aussprechen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

\*Daniel Santana ist das Pseudonym eines New Yorker Kriminalbeamten, der uns gebeten hat, seinen wahren Namen nicht preiszugeben.

# Blühende Wüste

Moses hat das Meer geteilt, die Israelis verwandeln es in Trinkwasser und überwinden die Kräfte der Natur. Erfindergeist und Raffinement verhelfen Millionen Menschen auf der Welt zu einem besseren Leben. *Von Pierre Heumann*



«Kein Platz für kleine Träume»: Hightech kompensiert in Israel das unfreundliche Klima.

Am Anfang sprach alles gegen das Überleben des jungen Staates. Nur Fantasten konnten hoffen, Sumpfgebiete urbar zu machen, in der Wüste Negev Gemüse und Früchte zu produzieren oder das Ödland erblühen zu lassen, da es nicht einmal genügend Wasser für die Bevölkerung gab. Bloss Verrückte konnten sich im letzten Jahrhundert angesichts der feindlichen arabischen Übermacht eine Chance ausrechnen, den Gegner zu besiegen.

Zu glauben, dass im damals wirtschaftlich zurückgebliebenen, politisch schwierigen Nahen Osten eine ruhmreiche Zukunft möglich sein werde: Dazu brauchte es eine gehörige Portion Optimismus, zumal Israel ausgerechnet dort entstand, wo damals keine natürlichen Ressourcen bekannt waren. Britische Experten sahen schwarz: Ganz Palästina, also das heutige Israel und das Westjordanland, werde höchstens zwei Millionen Menschen ernähren können, sagten sie vor hundert Jahren voraus.

Die Prognosen waren falsch. Im Bereich des damaligen Mandatsgebietes werden heute mehr als zwölf Millionen Menschen mit Wasser versorgt. Wenn man Lieferungen nach Jordanien sowie die Flüssigkeit in den exportierten Früchten und im Gemüse mitberücksichtigt, kommt man auf vierzehn Millionen Menschen, die vom Wasser Israels profitieren, schätzen Experten.

Die Geburt Israels sei, schreibt der Historiker Tom Segev, «eine der dramatischsten Erfolgsgeschichten des 20. Jahrhunderts». Denn für die Pioniere galt von Anfang an, dass es «keinen Platz für kleine Träume gibt», wie der ehemalige Staatspräsident Schimon Peres (1923–2016) in seiner Autobiografie schreibt.

### **Krisenfaktor Wasserknappheit**

Gleich zu Beginn, also im frühen 20. Jahrhundert, ging es um das nackte Überleben. Um die Menschen zu ernähren und ihnen Jobs zu verschaffen, entstanden lokale Industrien. Sümpfe wurden trockengelegt, Felder gepflügt, Wasserquellen erschlossen. «Das Wunder, das sich in Palästina ereignet: Die Juden stellen die Fruchtbarkeit dort wieder her, wo sich die Wüste breitgemacht hat», schrieb die *New York Times* Ende der dreissiger Jahre.

Der amerikanische Experte Walter Clay Lowdermilk, der damals den Nahen Osten bereiste, erkannte Beispiele für eine raffinierte Wassertechnologie, die von den Zionisten angewandt wurde. Sie könnte die anderen Länder des Nahen Ostens verwandeln – diese hätten bloss dem Beispiel der Zionisten zu folgen, meinte er. Das würde sie aus ihrer desolaten Situation befreien.

Heute würde er staunen. Israel hat die Wasserknappheit überwunden. Kriege um das kostbare Gut sind Vergangenheit. Noch vor zehn Jahren warnten die Behörden vor einer bedrohlichen Dürre. Die Angst sass so tief, dass sich das Thema Wasser wie ein roter Faden

durch die israelische Literatur zieht – von A.B. Jehoschua, der in seinem Roman «Früh-sommer 1970» die Trockenheit als Synonym für misslungene Kommunikation beschreibt, bis zu Assaf Gavron, der noch in seinem apokalyptischen Zukunftsroman «Hydromania» von 2008 schildert, was geschieht, wenn die Menschen die Kontrolle über das zentrale Gut Wasser verlieren. Nun aber hat das Land am Rand der Wüste – trotz rasant steigender Bevölkerung, eines stolzen Wirtschaftswachstums sowie eines im Vergleich zu früher deutlich höheren Lebensstandards – sein Wasserproblem gelöst. Möglich wurde das dank Meerwasserentsalzung, effizienten Wassernutzung und des Recyclings von Abwasser.

Wir besuchen Uri Shani, der das Land von der Wassernot befreite, als er (bis 2011) die staatliche Wasser- und Abwasserbehörde leitete. Der Siebzigjährige ist ein Pionier für den sparsamen Umgang mit Wasser. Sein Augenmerk galt früh schon der Landwirtschaft, auf die mehr als 70 Prozent des Wasserkonsums entfallen. Hier hat er eine «enorme Verschwendung» registriert, weil die Felder oft mit uralten Techniken bewässert werden. Mehr als 50 Prozent des Wassers gingen dabei verloren, sagt Shani. Bereits vor sechs Jahrzehnten wurde im Kibbuz Hatzerim erstmals

---

### **Zwei Drittel des Staates bestehen aus Wüste, Weiden haben Seltenheitswert.**

---

die Tropfenbewässerung angewandt, die in Israel erfunden wurde und weltweit führend geblieben ist. Sie ermöglicht eine gezielte und sparsame Versorgung der Wurzeln, wird aber von vielen Farmern gemieden. Denn die Technologie ist teuer, weil Pumpen erforderlich sind.

Jetzt hat Shani das Verfahren auf eine neue Basis gestellt, die kostengünstiger ist. Statt auf Pumpen setzt er auf die Schwerkraft, um das Wasser durch die Schläuche zu schleusen. So lasse sich auch verhindern, dass das System durch Schmutz verstopft werde und ersetzt werden müsse. Mit seiner Erfindung, erklärt er, lasse sich in der Landwirtschaft nicht nur in Israel, sondern weltweit Wasser sparen.

### **«Sparen durch Effizienz-Steigerung»**

Vor zehn Jahren stand das Land noch am Rand einer Dürrekatastrophe. Um möglichst wenig zu verschwenden, hat Israel die Wasserverteilung auf eine effiziente Basis gestellt. Während die Verlustquote in den meisten Ländern bei über 30 Prozent liege, betrage sie in Israel lediglich 7 bis 8 Prozent. So hilft zum Beispiel das Start-up Utilis mit Satelliten und Radaren, Lecks zu erkennen. Nirgends ist das Recyceln von Abwässern zudem stärker verbreitet. Fast 90 Prozent des verbrauchten Wassers werden in Kläranlagen aufbereitet und in der Land-

wirtschaft eingesetzt. An die Hälfte der Felder, Plantagen und Parkanlagen werden mit dem Nass aus Kläranlagen bewässert.

Dass sich Israels Wassersituation, in einem der trockensten Länder der Welt, trotz rasantem Wirtschaftswachstum und der steigenden Bevölkerungszahl entspannt hat, liegt auch an den Entsalzungsanlagen, aus denen inzwischen mehr als 70 Prozent des Trinkwassers stammen. Laut Shani habe Israel dabei die tiefsten Gesteigungskosten. Weil entsalztes Wasser trotzdem teurer sei als gespartes, habe kostengünstigere Variante «Wasser sparen durch Effizienz-Steigerung Priorität», sagt er.

### **Wasser für den Frieden**

Die Entwarnung bei der Wasserversorgung hat auch politische Vorteile. So verpflichtete sich Israel im Friedensvertrag mit Jordanien aus dem Jahr 1994, dem östlichen Nachbarland fünfzig Millionen Kubikmeter Wasser zu liefern. Als eines der weltweit führenden Länder für Wassertechnologie offeriert Israel sein Know-how und seine Innovationen in Afrika, Asien und in Amerika. «Unsere Wassertechnologie würden wir gerne auch Jordanien und Ägypten sowie den Palästinensern zur Verfügung stellen», sagte neulich Shuli Kurzon van Gelder von der Agency for International Development Cooperation in Jerusalem. Solche Programme seien die Saat für friedensfördernde Prozesse, weil es letztlich um Menschen gehe, die davon profitieren.

Israel ist zwar angeblich das Land, in dem Milch und Honig fließen. Aber schaut man sich seine Geografie und sein Klima genauer an, kommen Zweifel an der biblischen Verheissung auf. Zwei Drittel des Staates bestehen aus Wüste, Weiden haben Seltenheitswert. Und doch: In dieser unwirtlichen Zone ist es israelischen Forschern gelungen, bei Kühen einen Weltrekord in Sachen Milch-Output zu erreichen. Die Nachteile des für die Landwirtschaft unfreundlichen Klimas kompensieren sie mit Hilfe von Hightech.

Von Drohnen, die Früchte pflücken, bis hin zu Informationen über die Bestäubung: Israels landwirtschaftliche Forschung sei in Sachen Innovation weltweit an der Spitze, sagt Lior Konitzki vom Israel Export Institute: «Unsere Technologie ist für die ganze Welt relevant.»

Joshua Miron ist ein Spezialist für Wiederkäuer. Seine Basis ist die landwirtschaftliche Forschungsanstalt Volcani unweit von Tel Aviv. Er stellt sich vor seine Herde und sagt stolz: «Wir haben die besten Kühe.» 1200 Liter pro Jahr würden sie im Durchschnitt geben – mehr als in den USA oder in Japan und fast doppelt so viel wie in der EU.

Mirons Superkühe leben im Hightech-Zeitalter. Am Hals und an einem Fuss tragen sie eine kleine Box mit Elektronik, GPS und Internetanschluss. In der einen Box findet sich ein Schrittmesser, der anzeigt, wann die Kuh zur

## Wer hat's erfunden?

**Sehen für Blinde, handliches Maschinengewehr, Datenspeicher für die Hosentasche – Innovationen aus Israel, die sich weltweit durchgesetzt haben.**

— **Medizinspion in der Pille:** Diagnosemöglichkeiten bei Magen-Darm-Erkrankungen sind durch eine Minikamera, die in einer Pille Platz hat, besser und einfacher geworden. Damit können Erkrankungen im Magen-Darm-Trakt sichtbar und erkennbar gemacht werden. Die Pill Cam des Start-ups Given Imaging hat sich so gut bewährt, dass sie nach sechs Jahren von Covidien, einem medizinischen Gerätehersteller, für knapp 900 Millionen Dollar gekauft wurde.

— **Speicher in der Hosentasche:** Drei Israelis entwickelten im Jahr 2000 ein Datenspeichergerät, das im Nu als Disk on Key weltweit eingesetzt wurde. Die Fachzeitschrift *PC World* listete das USB-Speichermedium unter den zehn besten Vorrichtungen der letzten fünfzig Jahre. M-Systems, das den Stick entwickelt hatte, wurde sechs Jahre nach der Gründung vom US-amerikanischen Unternehmen ScanDisk für 1,6 Milliarden Dollar erworben.

— **Pfadfinder im Handy:** Das israelische Start-up Waze mobile hat eine Applikation entwickelt, die ein interaktives Navigieren im Strassenverkehr ermöglicht. Waze, das kostenlos auf Handys geladen werden kann, verarbeitet mit Hilfe eines Satelliten und der Meldungen von Verkehrsteilnehmern zeitnah relevante Informationen und hilft Autofahrern, Staus zu umfahren und möglichst schnell ans Ziel zu gelangen. Google bezahlte für Waze 1,3 Milliarden Dollar, um sich unter anderem das Kartensystem des Unternehmens zu sichern.

— **Smarte Bewässerung:** Die 1965 gegründete Firma Netafim hat als Erste die Vorteile der Tröpfchenbewässerung entdeckt. Dem Ingenieur Simcha Blass war in der Wüste ein Baum aufgefallen, der grösser und besser gewachsen war als die benachbarten Bäume. Das Rätsel war schnell gelöst. Blass stellte fest, dass der stärkere Baum von einer undichten Wasserleitung genährt wurde. Mit dem Netafim-System wurden in den vergangenen fünf Jahrzehnten weltweit mehr als zehn Millionen Hektaren Land bewässert.

— **Das eiserne Dach:** Um sich vor Raketenangriffen aus dem Gazastreifen zu schützen, haben Israels Ingenieure das Abwehrsystem «Iron Dome» entwickelt, den weltweit modernsten Raketenschirm. Die

«Eiserne Kuppel» besteht aus einem Radar, – einem Kontrollzentrum sowie einer Batterie von Abfangraketen. Sobald der Radar den Abschuss einer feindlichen Rakete registriert hat, ermittelt der Rechner in Sekunden die Flugbahn, damit das Kontrollzentrum ausrechnen kann, wo das Geschoss in der Luft zerstört



*Genuss ohne Reue: Zucker aus Israel.*

werden kann, bevor es einschlägt. Die Erfolgsquote, gemessen an der Zahl der abgefangenen Raketen, betrage knapp 90 Prozent, heisst es bei der israelischen Armee.

— **Uzi:** Als Israel nach Ausrufung der Unabhängigkeit, 1948, angegriffen wurde, fehlten Waffen. Ein Soldat namens Uzi Gal entwickelte deshalb ein handliches Maschinengewehr, das nach ihm benannt wurde. Die Uzi war nicht nur zielgenau, sondern liess sich auch kostengünstig und schnell herstellen. Und wurde, neben der Kalaschnikow, zum berühmtesten Maschinengewehr der Welt.

— **Auto mit Augen:** In den USA, in Europa und in Japan gehört die Kamera von Mobileye heute zur Standardausrüstung vieler Fahrzeuge. Die in Jerusalem entwickelte Kamera misst die Distanz zum nächsten Hindernis und rechnet aufgrund der Geschwindigkeit aus, wann ein Unfall eintreten würde. Um das zu verhindern, ertönen Alarmsignale, um den Fahrer oder die Fahrerin auf die Gefahr auf-

merksam zu machen. Mobileye ist für den Bau autonomer Fahrzeuge unverzichtbar. Für die israelische Gründung zahlte Intel den stolzen Preis von 15 Milliarden Dollar.

— **Blinde sollen sehen:** Das Forscherteam von Mobileye hat auch Or Cam entwickelt, den *game-changer* für Blinde. Man befestigt eine Mini-Box mithilfe eines Magnets an seinem Brillengestell. In diesem schmalen, länglichen Kästchen, etwa so gross wie ein USB-Stick, steckt die Or-Cam-Innovation: My Eye. Sie besteht aus einem Lautsprecher, einer kleinen Kamera – sowie einem Chip mit Algorithmen. So wird es Blinden möglich, sich von MyEye Texte vorlesen zu lassen, von der Menükarte bis zu ganzen Büchern.

— **Süsse Träume:** Das Start-up DouxMatok hat eine Methode entwickelt, die den Genuss von Süssigkeiten mit einem um 40 Prozent niedrigeren Zuckerkonsum als üblich ermöglicht – ohne das Geschmacksprofil zu verändern. Damit wird eine echte Reduktion der Risiken Fettleibigkeit oder Diabetes möglich. Südzucker ist mit den Israelis eine Partnerschaft eingegangen. Der grösste Zuckerproduzent Europas interessiert sich für die Innovation, weil sie ermöglichen soll, Süssigkeiten wie Nutella oder Schokolade ohne schlechtes Gewissen zu geniessen.

— **Nahkampf:** Krav Maga gehört zu den ältesten israelischen Erfindungen – und funktioniert ganz ohne Hightech. Die Kampfsportart erfordert allerdings hartes Körpertraining. Sie wird nicht nur von israelischen Sicherheitskräften eingesetzt, sondern ebenso von jungen und nicht mehr so jungen Zivilistinnen und Zivilisten angeboten, die sich im Fall der Fälle wehren können wollen.

— **Chatten à discrétion:** Heute ist es etwas aus der Mode gekommen, aber Ende der 1990er Jahre war es ein grosser Hit. ICQ, ausgesprochen «I seek you», ist ein Computerprogramm für die sofortige Nachrichtenübermittlung. Im Zeitalter von Internet 2.0 haben Anbieter wie Skype, Viber oder Whatsapp die Funktionen der israelischen Erfindung ICQ übernommen, die damals revolutionär war.

— **Auf Nummer sicher:** Gil Shwed, Marius Nacht und Shlomo Kramer gründeten vor rund zwanzig Jahren die Firma Check Point Technologies. Ihr Ziel war es, Computerviren abzuwehren und im Cyberspace Sicherheit zu garantieren. Sie hatten Erfolg: Heute beschäftigt das israelische Unternehmen weltweit 5000 Arbeitnehmer und erwirtschaftet einen Umsatz von knapp zwei Milliarden Dollar.

*Pierre Heumann*

Kopulation bereit ist. Erste Brunst-Anzeichen lassen sich daran erkennen, dass die Kuh aktiver wird, unruhig und nervös ist. «Dann wissen wir, dass sie einen Stier will, und sie wird besamt», sagt Miron. Die Box am Hals misst die Anzahl der Wiederkaubewegungen; diese Zahl gibt Aufschluss über den Gesundheitszustand der Kuh. Sinkt sie unter ein bestimmtes Mass, weiss der Bauer: Der Kuh geht es schlecht; dann ruft er den Tierarzt. Eine weitere Anwendung ermöglicht es zudem, bei jeder Kuh die Zusammensetzung der Milch online zu messen, bevor diese den Stall verlassen hat; aufgrund des Fett- sowie des Protein- und Laktosegehalts lässt sich in Echtzeit bei jeder Kuh die Qualität der Milch feststellen.

Der Erfolg hat sich herumgesprochen. Um an Israels Know-how heranzukommen, kaufte der chinesische Gigant Bright Food eine der ältesten Molkereien Israels.

Den biblischen Spruch, dass sich der Mensch die Erde untertan machen solle, nehmen Israels Forscher ziemlich wörtlich. Ethische Bedenken, in die Natur einzugreifen, sind weniger stark verbreitet als im Westen. Klinische Mikrobiologen und Immunologen der Universität Tel Aviv stellten zum Beispiel diesen Sommer ihr Forschungsergebnis bei Mäusen vor, laut dem es möglich sei, dass Säugetiere nur weiblichen oder ausschliesslich männlichen Nachwuchs auf die Welt bringen. Das Konzept könnte, sagen die Forscher, auch beim Rind, bei Ziegen, Hühnern oder anderen Tieren angewandt werden. Moralische Bedenken wischen sie beiseite. Ihre Methode könnte Tausenden von Kühen den Tod ersparen, die auf Milch- oder Fleischfarmen getötet werden, weil sie dort keinen wirtschaftlichen Ertrag abwerfen. Die Farmer könnten sich nämlich entscheiden, ausschliesslich weibliche oder ausschliesslich männliche Tiere zu züchten.

In der Wüste Negev, die 60 Prozent des Landes bedeckt, würden die Kreativität und der Pioniergeist Israels geprüft werden, sagte einst Israels Gründervater David Ben-Gurion. Heute steht fest: Der Test ist bestanden. Ein grosser Teil der Wüste wurde zum fruchtbaren Land. Hier gedeihen Olivenbäume sowie zahlreiche Fruchtsorten und Gemüse, hier werden Cherrytomaten gezüchtet und wachsen Trauben, die zu einem Wüstenwein verarbeitet werden. Zudem sind im Negev Fischfarmen angesiedelt.

### **Besser, schneller und kostengünstiger**

Indem Sand in grüne Felder verwandelt wurde, zeigt Israel, wie der Desertifikation beizukommen ist. Auch die Aufforstung ist beachtlich in einem Land, wo die jährliche Regenmenge 270 mm beträgt, rund sechsmal weniger als in der Schweiz. Der Erfolg kommt nicht von ungefähr. Neben smarter Bewässerung haben Forscher Zypressen und Akazien entwickelt, die gegen Trockenheit resistent

sind. Deshalb gibt es im semiariden Land heute mehr Bäume als vor siebzig Jahren. Waren bei der Staatsgründung lediglich 2 Prozent der Fläche mit Wäldern bedeckt, sind es jetzt an die 9 Prozent.

Um zu verstehen, wie das einst arme, trockene Land zur Wiege neuer Technologien mit weltweiter Ausstrahlung wurde, gehen wir zu Chemi Peres, einem der erfolgreichsten Risikokapitalgeber des Landes. Unzufriedenheit sei das grösste Geschenk des jüdischen Volkes an die Welt, zitiert er seinen Vater: «Wir sind eine Nation, die stets unzufrieden ist. Was auch immer existiert: Wir glauben, dass es verbessert werden kann.»

Zur israelischen DNA gehöre auch Chuzpe, also der anmassende und skrupellose Mut, Dinge einfach auszuprobieren. Israels Unternehmer seien unverfroren der Überzeugung, alles besser, schneller und kostengünstiger herstellen zu können als andere, einschliesslich ihres Bosses. Hierarchiedenken kenne man nicht. Sollte ein Versuch schiefgehen, gelte das in Israel – anders als in Europa – nicht als Makel, für den man sich schämen müsse, sondern als Lehrstück, um künftig Fehler zu

---

**«Was auch immer existiert:  
Wir glauben, dass es verbessert  
werden kann.»**

---

vermeiden. Israelis, fasst Peres zusammen, hätten eine risikofreudige Natur.

Als wichtige Grundlage für die Start-up-Wirtschaft nennt er zudem die Tatsache, dass das Land von Anfang an eine Verteidigungsindustrie aufbauen musste. «Weil wir gegen Osten keine natürlichen Grenzen haben, mussten wir einen Schild bauen, der aus unserem intellektuellen Potenzial besteht.»

Früh schon ging es darum, unabhängig zu sein. Als Frankreich Israel Ende der 1960er Jahre aus politischen Gründen mit einem Waffenembargo belegte, machte das Land erneut aus der Not eine Tugend. Weil die bereits bezahlten Mirage-Jagdbomber nicht geliefert wurden, begann Israel, strategisch wichtige Produkte selber herzustellen – ein Kampfflugzeug, Panzer und später Drohnen. Das glückte zwar nicht in allen Fällen.

So wurden etwa die Arbeiten am Kampfjet made in Israel eingestellt, als die Kosten aus dem Ruder liefen. Der Zwang, die Folgen des Embargos mit Eigenproduktionen zu kompensieren, war dennoch ein wichtiger Anstoss für die aufkommende Hochtechnologie-Szene. Generalstabschef Aviv Kochavi bezeichnete neulich in einem «Op-Ed» die Armee «als das grösste Start-up Israels und vielleicht der Welt».

Wichtig, so Peres, sei die Rolle der Armee auch aus einem anderen Grund bis heute. Frauen und Männer, die als Achtzehnjährige

rekrutiert werden, kommen dort früh mit den neuesten Technologien in Berührung, lernen, unter Druck Probleme zu lösen und Verantwortung zu übernehmen. Anschliessend seien sie in der Start-up-Szene heiss begehrt. Wer zum Beispiel in der Abteilung mit dem mysteriösen Namen «8200» gedient habe, die sich dem offensiven und defensiven Cyber-Krieg widme, werde mit Stellenangeboten überhäuft – noch bevor er die Uniform mit einem T-Shirt getauscht habe.

### **Nirgendwo gibt es mehr Start-ups**

Die Einheit 8200 ist das grösste und das wichtigste Reservoir für die angehenden Innovationsgurus. Aber der Mossad und dessen Cyber-Krieger schützen nicht nur Israel. Mehrere Dutzend Terrorattacken, die der Islamische Staat und von Teheran unterstützte Gruppen weltweit geplant hatten, wurden in den letzten drei Jahren vereitelt – zum Beispiel in Frankreich, in den Niederlanden, in Grossbritannien, in der Türkei oder in Deutschland, berichtete kürzlich ein israelischer TV-Sender. Auch Länder ohne diplomatische Beziehungen zu Jerusalem profitieren von israelischen Spionen. So informierte Israel die Airline Etihad Airways (Abu Dhabi) über einen geplanten Angriff des Islamischen Staates. Die Maschine hätte auf dem Flug von Sydney nach Abu Dhabi explodieren sollen.

Das wichtigste Projekt, so Peres, sei aber unvollendet. Israel und seine Nachbarn in der Region müssten auf eine Zukunft hinarbeiten, die sie gemeinsam teilen können: «Erst dann wird es Frieden geben.» Die Entwarnung bei der Wasserversorgung könnte ein wichtiger Schritt sein.

Israels Forscher leisten zwar Beachtliches. Über vierzig europäische Multis aus neun Ländern sind in den Hightech-Zentren des Landes vertreten, auf der Suche nach neuen Ideen. Man zählt 6600 Start-ups, eines auf 1350 Israelis. Nirgends gibt es pro Kopf mehr Start-ups, die an der Zukunft von Leben und Arbeit forschen. Ein eben publizierter Bericht über ausländische Forschungsbüros in Israel liest sich wie ein «Who is who» grosser Konzerne und enthält Namen wie Google, Microsoft, Intel, Volkswagen oder Daimler. Aus der Schweiz sind Firmen wie Lonza, Novartis, Nestlé oder Syngenta vertreten.

Was aber bleibt für die Start-up-Nation noch zu tun? Es werde oft übersehen, dass sich die Erfolge in einem relativ kleinen Teil des Landes abspielen, sagt Eugene Kandel, einer der prominentesten Ökonomen des Landes. «Die innovativen Hochtechnologiefirmen sind innerhalb Israels auf einer – bildlich gesprochen – kleinen Insel angesiedelt.» Lediglich knapp 10 Prozent der Jobs gehören zum Hightech-Bereich. Der sei aber stark genug, um 15 Prozent des Sozialproduktes auszumachen und die Hälfte der Exporte zu erzeugen. ○

# Abrüstung durch Ineffizienz

Von Thilo Sarrazin — Die neue Verteidigungsministerin Annegret Kramp-Karrenbauer will die Armee mit mehr Geld reformieren. Der Wurm in der Bundeswehr sitzt aber tiefer.



Wenn man eine Armee hat, sollte sie auch funktionieren, unabhängig davon, ob sie klein oder gross ist. Grösse und Ausrichtung einer Armee sind politische Entscheidungen. Ihre Funktionsfähigkeit ist eine Aufgabe der politischen und militärischen Führung. Bei der Bundeswehr ist es leider so, dass ihre Funktionsmängel in den letzten Jahrzehnten umso stärker wuchsen, je mehr sie schrumpfte. An der künftigen Funktionsfähigkeit wird sich entscheiden, ob Annegret Kramp-Karrenbauer als Verteidigungsministerin Erfolg hat und sich so den Marschallsstab für das Kanzleramt verdient.

Als sie am 19. Juli 2019 überraschend Nachfolgerin von Ursula von der Leyen wurde, wollte sie offenbar etwas Nettes und Konstruktives in Richtung Soldaten und Verbündete sagen. Sie kündigte an, sich dafür einzusetzen, dass das in der Nato vereinbarte Ziel, 2 Prozent des BIP für Verteidigung auszugeben, möglichst schnell erreicht werden solle. Damit setzte Kramp-Karrenbauer für die Zukunft öffentlich auf Wachstum statt Schrumpfung. Dieser Verstoß gegen die politische Korrektheit löste bei Linken, Grünen und SPD einen Empörungsturm aus. Der SPD-Interimsvorsitzende Thorsten Schäfer-Gümbel setzte den Ton, indem er von einer «Aufrüstungspolitik nach den Wünschen von Donald Trump» sprach. Noch tagelang ging die Distanzierung bei den linken Parteien weiter.

Immerhin hatte der Grünen-Abgeordnete Tobias Lindner einen validen Punkt mit seiner Feststellung, wenn die Flugzeuge der Bundeswehr nicht flögen und die U-Boote nicht einsatzbereit seien, liege das vor allem am Missmanagement bei Wartung und Instandhaltung, und das bekomme man nicht mit mehr Geld gelöst.

Die Probleme der Bundeswehr mit ihrer Ausrüstung liegen offenbar nicht nur darin, dass die Beschaffungsbürokratie und die Lieferfirmen militärisches Hightech nicht ausreichend beherrschen. Auch überkommene Technik führt zur Überforderung: Das Segelschulschiff «Gorch Fock II», ein Nachbau der bereits 1933 gebauten «Gorch Fock», war 1958 in nur sechs Monaten gebaut worden und kostete 8,5 Mio. D-Mark. Seit 2015 wird es jetzt instand gesetzt. Fortgesetzte Kostensteigerun-

gen, ohne dass ein Ende absehbar wäre, haben die Sanierungskosten der «Gorch Fock» auf 135 Mio. Euro getrieben. Die geschätzte Instandsetzung ist also jetzt dreissigmal so teuer, wie vor sechzig Jahren der Neubau war. Rechnet man die Inflation heraus, so ist die Instandsetzung immer noch siebenmal so teuer wie vor sechzig Jahren der Neubau.

Das Schicksal der «Gorch Fock» macht ein Problem deutlich, unter dem die ganze Bundeswehr zu leiden scheint. Von 244 Leopard-2-Panzern waren nach den letzten veröffentlichten Zahlen 205 einsatzbereit und von 128 Eurofightern nur 39. Mittlerweile hat das Verteidigungsministerium den regelmässigen Bericht über die Einsatzfähigkeit der Waffensysteme für geheim erklärt.

Laut Haushaltsplan gibt die Bundeswehr 2019 6,8 Mrd. Euro für militärische Beschaffungen und 4,4 Mrd. Euro für die Materialerhaltung aus. Aber was ist das Geld eigentlich wert, wenn man die Masstäbe der «Gorch Fock» zugrunde legt? Ja, die Bundeswehr wurde in den letzten Jahren und Jahrzehnten finanziell vernachlässigt. Aber der Wurm sitzt tiefer. Offenbar gibt es auch eine geistige und eine operative Vernachlässigung.

Bis zum Fall des Eisernen Vorhangs hatte die Bundeswehr 36 Brigaden in 12 Divisionen mit 3000 Kampfpanzern. Deren Einsatzfähigkeit war sehr hoch. Heute hat das Heer noch 7 Brigaden. Deren Einsatzfähigkeit ist beschränkt bis nicht vorhanden. Natürlich hat sich die Bedrohungslage geändert. Damals stand die Sowjetunion mit 400 000 Soldaten an der Elbe. Heute ist Deutschland rundum von befreundeten Nato-Staaten umgeben. Die Situation ist also



Wie motivieren? Ministerin Kramp-Karrenbauer.

ganz anders. Weil der Ernstfall theoretisch ist, fallen Schlamperie und Schlendrian nicht mehr so auf. Gegenwärtig beträgt der deutsche Militäretat 1,24 Prozent des BIP, rechnet man die Pensionslasten heraus, sind es noch 1,1 Prozent. Das langfristige Ziel der Erhöhung auf 2 Prozent des BIP wird die Verteidigungsministerin nur durchbekommen, wenn vorher die Effizienzprobleme gelöst werden.

## Wo die Prioritäten liegen

Geschichtsvergessen ist, wer bei Verteidigungsausgaben von 2 Prozent des BIP einen neuen Militarismus heraufdämmern sieht: 1960, in der Aufbauphase der Bundeswehr, lagen die westdeutschen Militärausgaben bei 4 Prozent des BIP, 1963 waren es 5,2 Prozent, und 1989, im Jahr des Mauerfalls, waren es noch 2,7 Prozent. Dafür gab es 500 000 Soldaten in hoher Einsatzbereitschaft mit 3000 Kampfpanzern und 1000 Kampfflugzeugen, dazu eine funktionsfähige Marine. Offenbar wurde damals die deutsche Militär-Mark effizienter ausgegeben als heute der Militär-Euro.

Die Herausforderung für Kramp-Karrenbauer wird sein, wie sie der Bundeswehr die richtige Mischung aus Sparsamkeit, Ehrgeiz und Innovationsgeist einflösst und dies in langfristige Reformprojekte umsetzt. 180 000 Soldaten und 70 000 Zivilbeschäftigte hat die Bundeswehr. Die Personalbeschaffung stolpert. Bei den Besten eines Jahrgangs hat die Bundeswehr wenig Chancen: Kann sie sich wenigstens einige der Guten und Mittulguten sichern, diese vernünftig einsetzen und ausreichend motivieren? Die durchschnittliche Bezahlung ist mau. Das sieht man, wenn man die im Verteidigungsetat vorgesehenen 12,8 Milliarden für das aktive Personal auf die Personalausgaben pro Kopf umrechnet; das ergibt rund 50 000 Euro inklusive aller Personalnebenkosten. Die vergleichbare Grösse liegt bei BMW bei 97 000 Euro und bei der Deutschen Bank bei 150 000 Euro. Wie will man da die Besten gewinnen? Der undurchdachte Verzicht auf die Wehrpflicht kann noch sehr teuer werden.

Dass die Prioritäten deutscher Politik eben nicht bei der Verteidigung liegen, zeigt ein Blick in die Sozialstatistik: Rund zwei Millionen Flucht-migranten kamen seit 2015 aus Afrika und dem Nahen und Mittleren Osten nach Deutschland: weitgehend junge Männer im besten Soldatenalter und weitgehend ohne Ausbildung und Beschäftigung. Zum Unterhalt und zur Integration dieser demografischen Reservearmee gibt Deutschland gegenwärtig jährlich 25 Mrd. Euro aus, mehr als doppelt so viel wie für das gesamte aktive Personal der Bundeswehr.

Thilo Sarrazin ist ehemaliges Vorstandsmitglied der Deutschen Bundesbank und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

## Hongkong

## Hellere Zukunft

Von Geng Wenbing — Die Proteste in Hongkong wurden angeheizt durch falsche Gerüchte aus den USA. Das Prinzip «Ein Land, zwei Systeme» bleibt unerschütterlich. Der Schutz der Stabilität ist der Garant für Prosperität und Demokratie.

Seit Juni dieses Jahres sind in der chinesischen Sonderverwaltungszone Hongkong mehrere grosse Demonstrationen durchgeführt worden, bei denen zahlreiche Personen gegen die von der Regierung der Sonderverwaltungszone vorgeschlagene «Novelle zum Gesetz über flüchtige Straftäter und Rechtshilfe in Strafsachen» protestiert haben. Die jüngste Entwicklung zeigt indessen, dass es primär eine kleine Anzahl von Demonstranten ist, die absichtlich gewalttätige Vorfälle auslöst und dafür sorgt, dass die Ereignisse weiter eskalieren.

Auslöser für die erwähnte Gesetzesrevision war ein ganz gewöhnliches Strafverfahren mit folgendem Hintergrund: Im Februar vergangenen Jahres soll der Hongkonger Bürger Chen Tongjia seine schwangere Freundin in Taiwan ermordet haben und anschliessend zurück nach Hongkong geflohen sein. Mangels einer dafür zuständigen Gerichtsbarkeit in Hongkong hätte die Regierung der Sonderverwaltungszone Chen eigentlich nach Taiwan ausliefern müssen, was aber nicht erfolgen konnte, weil zwischen Hongkong und Taiwan kein Auslieferungsabkommen besteht. Daher schlug die Regierung der Sonderverwaltungszone eine Gesetzesänderung in dem Sinne vor, dass man für Verdächtige die Auslieferung an das chinesische Festland, Macau sowie Taiwan ermöglicht, mit denen Hongkong noch kein Auslieferungsabkommen abgeschlossen hat. Damit wäre der Fall Chen schnellstmöglich geklärt und ein gesetzliches Schlupfloch geschlossen worden, so dass Verbrechen gemeinsam bekämpfbar gewesen wären.

Da sich aber zahlreiche Hongkonger Bürgerinnen und Bürger im Rechtssystem auf dem Festland nicht auskennen, machen sie sich Sorgen über die zur Debatte stehende Gesetzesrevision. Böswillige Menschen und Medienvertreter nutzten diese Situation aus, um überspitzte Gerüchte in Umlauf zu bringen und damit in der ganzen Gesellschaft Panik zu verbreiten, was schliesslich zu den grossen Demonstrationen führte. Am 15. Juni legte die Regierung der Sonderverwaltungszone die Gesetzesrevision auf Eis, um allgemeine Dis-

kussionen mit allen gesellschaftlichen Schichten zu ermöglichen und die Situation in Hongkong schnellstmöglich zu beruhigen. Der entsprechende Gesetzgebungsprozess wurde damit vollständig eingestellt. Die logische Konsequenz dieser Entscheidung wäre eigentlich gewesen, dass die Demonstrationen, die vor allem gegen die Gesetzesrevision gerichtet waren, nachgelassen hätten. Dies geschah

aber nicht. Im Gegenteil, friedliche Demonstrationen entwickelten sich zu gewalttätigen Vorfällen, aufgeheizt durch einige wenige westliche Mächte, unter anderem die USA, sowie lokale Kriminelle. Manche Aktivisten blockierten beziehungsweise besetzten das Parlamentsgebäude gewaltsam unter Verwendung von Flüssigkeiten und Pulvern, die giftig und gesund-

heitsschädlich waren, und sie verprügelten Polizisten. Weitere Aktivisten marschierten sogar beim Liaison Office of the Central People's Government in the Hong Kong S.A.R auf. Sie beschmutzten das Emblem der Volksrepublik China und besprühten das Gebäude mit Ausdrücken, die für Land und Nation beleidigend sind. Dabei wurden mehr als zwanzig Personen verletzt. Solche Aktionen haben eine üble Auswirkung auf die gesamte Gesellschaft.

Die Demonstrationen und Gewaltanwendungen dauern in Hongkong nun schon über zwei Monate. Die Rechtsstaatlichkeit, die soziale Ordnung, die Wirtschaft und das Alltagsleben der Bevölkerung wie auch das internationale Image von Hongkong nehmen erheblichen Schaden – all das zu meinem grossen Bedauern. Meines Erachtens ist die erfolgreiche Umsetzung des Prinzips «Ein Land, zwei Systeme» seit der Rückgabe Hongkongs an die Volksrepublik China im Jahr 1997 von aller Welt allgemein anerkannt, und die Praxis des Konzeptes «Das Hongkonger Volk verwaltet Hongkong» erweist sich als Garant für die Prosperität und Stabilität der Region. In den vergangenen zwei Jahrzehnten verbesserten sich die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen sowie die internationale Wettbewerbsfähigkeit

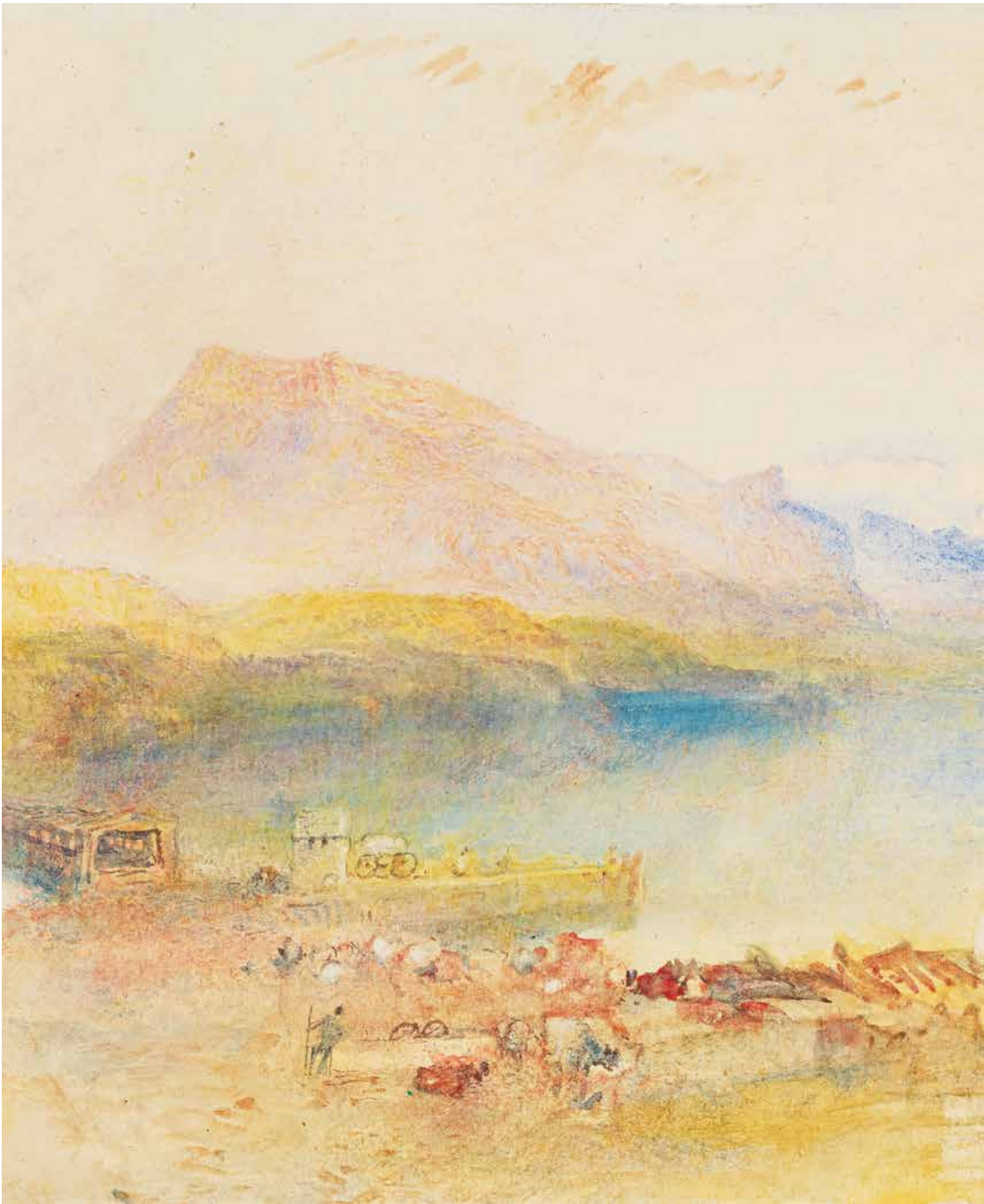
Hongkongs erheblich, so dass es als eine der freiesten Volkswirtschaften der Welt gilt. Darüber hinaus geniesst die Hongkonger Bevölkerung eine beispiellose Demokratie und umfassende Freiheitsrechte.

An dieser Stelle möchte ich besonders darauf aufmerksam machen, dass die Einwohnerinnen und Einwohner Hongkongs unter der britischen Herrschaft gar keine Wahl- und Demonstrationsrechte gehabt hatten. Auch in den Vereinigten Staaten sind Gewaltaktionen dieser Art nicht erlaubt. Deswegen denke ich, dass alle in Hongkong lebenden Menschen den mühsam erkämpften Lebensstandard und das Wohlergehen zu schätzen wissen sollten. Um den Wohlstand und die Stabilität ihrer Stadt zu bewahren, sollten sie klar Position gegen die Proteste beziehen und sich den Gewalttätigkeiten entschlossen widersetzen. Und all jene, die unter den Einfluss US-amerikanischer Anstiftung geraten sind, sollten sich sofort klar und deutlich von den Kriminellen distanzieren und sich der allgemeinen Mehrheit anschliessen, um die Stabilität Hongkongs zu schützen. Machen wir einmal ein Gedankenexperiment: Wenn sich das Chaos fortsetzt – würden dann die Vereinigten Staaten für den Schaden in Hongkong aufkommen? Gibt es nicht schon genügend Beispiele dafür, dass die USA in anderen Ländern und Regionen ein Chaos anrichten und dann alles einfach liegen lassen?

Mit meinem Beitrag hier möchte ich den Leserinnen und Lesern versichern, dass sie davon überzeugt sein dürfen, dass die Zentralregierung Chinas am Prinzip «Ein Land, zwei Systeme» festhalten wird. Daran wird nichts geändert, das lässt sich in keinem Fall erschüttern. Es wird auch darauf geachtet, dass das Prinzip in der Praxis nicht missbraucht wird. Sie dürfen auch fest davon ausgehen, dass die Verschwörung aus den Vereinigten Staaten, die Menschen in Hongkong zu Unruhen und Turbulenzen anzustiften, auf keinen Fall Erfolg haben wird. Es wird den Bürgerinnen und Bürgern gelingen, ihre Heimat mit der starken Unterstützung der Zentralregierung und des Festlandes auf gute Weise zu verwalten, solange alle Menschen solidarisch sind und die Stabilität beschützen. Damit wird Hongkong in eine hellere Zukunft blicken können.



Botschafter Geng Wenbing ist ausserordentlicher und bevollmächtigter Botschafter der Volksrepublik China in der Schweiz. Aus Anlass des 70. Geburtstags der Volksrepublik schreibt er auf Einladung der Weltwoche zwölf Kolumnen mit freier Themenwahl.



«Dieses Aquarell steht zum Verkauf»: Rigi-Gemälde des Londoner Malers William Turner (1775–1851).





## Ikone der Woche

# Turners Rigi

Von Rico Bandle

Für einmal stiehlt im Luzerner KKL das Kunstmuseum dem in diesen Tagen startenden Lucerne Festival fast ein bisschen die Schau. «Welcome back, Mr. Turner!» heisst es in riesigen Lettern am Gebäude von Jean Nouvel. Mr. Turner, das ist Joseph Mallord William Turner, einer der grössten Maler Grossbritanniens, der zwischen 1841 und 1844 jährlich die Stadt Luzern besuchte.

Mit der Turner-Ausstellung ist dem Museum ein Coup gelungen. In Kooperation mit der Londoner Tate Britain zeichnet es die sechs Reisen des Malers in die Schweiz nach und stellt seine Schweizer See- und Bergmotive den Meerdarstellungen gegenüber. Wie sich die Naturgewalten Berg und Meer ähneln, in ihrer Wildheit, in ihrer Mystik, manchmal auch in ihrer Ruhe, ist eindrücklich.

Herzstück der Ausstellung bildet das Aquarell «The Blue Rigi, Sunrise» (1842). Turner hatte eine besondere Affinität zur Rigi, rund dreissig Mal hat er die «Königin der Berge» gemalt. Anders als viele seiner Landsleute zu jener Zeit hat der Londoner Künstler die Rigi allerdings nie bestiegen; er war allein fasziniert von der Silhouette und den je nach Witterung wechselnden Farben des Bergs. Auf einem der Rigi-Aquarelle (links), gemalt aus dem damaligen Hotel «Schwanen», ist auch das Leben am Ufer des Vierwaldstättersees festgehalten, zum Beispiel ein Hirte, der mit den Schafen auf das Schiff für die Überfahrt wartet. In der Ausstellung ist neben diesem Bild ein aussergewöhnlicher Hinweis angebracht: «Dieses beeindruckende Aquarell von J.M.W. Turner steht zum Verkauf. Unterstützen Sie uns dabei, dieses einmalige Kunstwerk in der Grössenordnung eines hohen sechsstelligen Betrags für unsere Region zu sichern!»

Laut Direktorin Fanni Fetzer habe das Museum schon viele positive Reaktionen erhalten auf diesen Aufruf. Für sie handelt es sich um eine Herzensangelegenheit: «Trotz der vielen Schweiz-Reisen des Künstlers sind nur fünf Turner-Bilder in Schweizer Besitz, davon keine einzige Rigi-Abbildung.» In Luzern sei bislang kein einziges beheimatet.

Fetzer ist überzeugt, dass es gelingen wird, das Aquarell für jenen Ort zu erwerben, wo es entstanden ist. «Wir sind auf gutem Weg.» Das Bild wäre nicht nur eine schöne Ergänzung für die Museumssammlung, sondern auch eine passende Erinnerung an eine der spektakulärsten und interessantesten Ausstellungen, die dieses Museum je gemacht hat.

Turner. Das Meer und die Alpen.  
Kunstmuseum Luzern, bis 13. Oktober

## Trump des Pop

Dieser Mann ist eine Erholung, denn er behauptet nicht, dass er die Welt retten will. Wie toll ist das denn, in einer Zeit, in der es zum guten Ton gehört, das Behaupten! Jetzt kommt Dieter Bohlen für ein Konzert in die Schweiz. Von Matthias Matussek

Er lebt die grosse Tautologie, die besagt: **E**nichts ist erfolgreicher als der Erfolg. Er hat unzählige Songs geschrieben, Stars produziert, unzählige Auftritte absolviert, unzählige Flops überstanden und eine unendliche Kette von Hits unterm Gürtel. Und strahlt über alle Grübchen.

Wenn Deutschland die USA wäre, käme er aus dem Kalifornien der Surfer, der Beach Boys der frühen Sixties, braungebrannt, weisses Gebiss, beste Laune. Dabei stammt er aus Oldenburg. Doch als Mister Sorgenfrei ist er der Grösste, ein ständig lachender Dritter, der singende Kapitalismus.

Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs und dem Ende des grauen Stalinismus im Ostblock gab er ein Konzert auf dem Roten Platz, wie Paul McCartney, und er wurde gefeiert wie dieser, denn Dieter Bohlen war mit seinem Partner Thomas Anders als Modern Talking aufgetreten. Das waren noch die Zeiten mit den Strampelanzügen aus Ballonseide und den Schulterpolstern, und Modern Talking waren in Russland genauso beliebt wie in Afrika und Asien, eben wie früher die Beatles. Und nun tritt er nach sechzehn langen Jahren erneut auf, eine wahrhafte Comeback-Tour, obwohl er eigentlich nie richtig weg war, denn als Juror und Kopf der erfolgreichen Casting-Show «Deutschland sucht den Superstar», kurz DSDS, sowie durch seine diversen Ehen gehört er zu den Fixsternen von Magazinen wie «Gala» oder «Bunte».

### Eher Baugewerbe als Silicon Valley

Dieter Bohlen, 65, hat jüngst Twitter und Instagram für sich entdeckt, mit einer bereits jetzt auf Millionenhöhe angeschwollenen Gefolgschaft, und da er nicht den Kapitalismus des Silicon Valley verkörpert, sondern eher das Baugewerbe, sieht das in seinen Gute-Laune-Filmchen dann so aus: blauer Himmel über der Yacht, weisser Hoodie, der nur noch von seiner Zahnreihe überstrahlt wird.

Wenn er sich auf etwas versteht, dann auf den direkten Draht zu seinem Publikum, die Betonung liegt auf *seinem*, so wie Donald Trump zu *seinen* Wählern spricht, unter Umgehung der gängigen Medien und ernsthaften Feuilletons, die ihn ohnehin verachten, denn er ist klar und vulgär und geradeaus.

Man nennt das politisch inkorrekt oder auch wohlthuend authentisch, wenn Bohlen in seiner Show einem Möchtegern-Star zuruft: «Du singst zum Hinknien, aber nur, damit man sich nicht auf die Schuhe kotzt.»



*Nichts ist erfolgreicher als der Erfolg:* Musikproduzent Bohlen.

Rüder Dieter, toller Dieter, er ist der verdammte Donald Trump des Pop («You are fired!»). Er trug sogar eine Weile die gleiche Frisur, und das ist echter Mut!, und sein Millionenpublikum weiss: Wer sich in Gefahr (in Bohlens Show) begibt, kommt darin um, und es lacht sich scheckig.

Unlängst geriet sich der «Diedää» mit dem politisch korrekten Berlin in die Haare, mit der Staatssekretärin Sawsan Chebli, ja genau,

jener Dame aus einer Palästinenserfamilie mit dem Dutzend von Geschwistern, worauf hinzuweisen sie selber nicht müde wird. Denn Bohlen fragte in seiner erfolgreichen, nein, wir sind bei Bohlen, also megaerfolgreichen Casting-Show «Das Supertalent» das fünfjährige Mädchen Melissa mit dem olivfarbenen Teint, woher sie denn komme, worauf sie antwortete: «Aus Herne», ein Städtchen in Nordrhein-Westfalen. Bohlen setzte nach: «Und

deine Eltern?» Womöglich war hier eine interessante Integrationsstory wie die der Sawsan Chebli zu erzählen.

Und da grätschte die emsig twitternde Chebli ultrabetroffen und con brio hinein: «Wie soll eine deutsche Identität entstehen, wenn einem das Deutschsein abgesprochen wird, weil man anders aussieht? Es ist nicht lustig. Es ist traurig, und es hat fatale Auswirkungen», schrieb die 41-Jährige – und löste damit prompt die erwünschte Debatte über den deutschen Rassismus im Allgemeinen und Vulgär-Diedää im Besonderen aus. Bohlen ignorierte.

Das tatsächlich fatale beziehungsweise pittoreske an der Sache ist, dass Sawsan Chebli in eine eher Bohlen-typische Schlagzeile geriet, denn die linke Politikerin («Wir sind zu wenig radikal»), die sich auf der Seite der Armen wähnt, posierte mit einer teuren Rolex.

Bohlen würde fünf Rolex-Uhren übereinander tragen, wenn das nicht so bescheuert aussehen würde, und zwar ohne alle Gewissensbisse, denn, wie bereits erwähnt, nichts ist erfolgreicher als der Erfolg.

Dabei war er mal in der SDAJ, der Jugendorganisation der Deutschen Kommunistischen Partei, also links, und er erzählte mir davon

## Unlängst geriet sich der «Diedää» mit dem politisch korrekten Berlin in die Haare.

ausgerechnet in Havanna, der bis auf die Häuserskelette heruntergewirtschafteten und abgenagten sozialistischen Karibik-Perle. Fidel lebte noch, gegenüber das Glühlampenporträt von Che Guevara auf der Fassade des Innenministeriums, hochhausriesig, nun vom DSDS-Emblem überstrahlt.

Tatsächlich, eine Staffel der Show wurde hier aufgezeichnet. Neugierig kichernde Mädchen und glutäugige Burschen auf dem Prado, auf den weissen Marmorbänken, zwischen den Bronzelöwen, unter den Ficus-Bäumen, Scheinwerfer in tropischer Nacht.

Beeindruckt war Bohlen, so erzählte er, besonders von den disziplinierten Kolonnen von Uniform tragenden Schülern\*Innen, die er auf den morgendlichen Joggingläufen mit seinem Sohn erlebt hat. Unverkennbar mochte er Zucht und Ordnung, wie sozialistisch auch immer, ausgerechnet er. «Fridays for Future» in Havanna, undenkbar.

Aber wieso eigentlich «ausgerechnet» Bohlen? Er war wohl genauso strebsam, mit fünfzehn in diesem Nest in Ostfriesland, und später in Oldenburg, denn er legte ein Abitur mit Einsern hin, was in der Schweiz Sechsern entspricht, während auf einem andren Planeten Woodstock veranstaltet wurde. Danach studierte er auf Wunsch des Vaters Betriebswirtschaftslehre, und das in Rekordzeit.

Erst das Fundament legen, dann der Spass. Und meinetwegen Woodstock. Wir waren beide damals fünfzehn, ich hab ihn nicht danach gefragt, an der Kinokasse zum Film «Woodstock» gab es zusammen mit dem Ticket geflochtene Hippiehaare-Gummibänder aus Taiwan (Merchandising!), und wahrscheinlich hätte er wie ich Jefferson Airplane gemocht, schon des Namens wegen, aber der im Film dokumentierte Dreck der bedröhnten Konzertbesucher und die Wasserschlachten der nackten Langhaarigen hätten ihn gründlich abgetörnt.

Woodstock übrigens wird fünfzig und wurde gerade im *Spiegel* in einem erstaunlich braven und politisch korrekten Jubiläumsaufsatz als, na klar, Gründungsmythos der braven grünen Neo-Hippies von heute abgefeiert, aber Woodstock heute, wo doch der Wahnsinn Regierungsdoktrin ist? Wo soll da der Witz liegen?

Logisch, dass Dieter Bohlen Musik für genau die anderen macht, die eher «Malle» (Mallorca) und Goldketten und «Lambis» (Lamborghini) «goil» finden. Oder auch, um es mit Mark Medlock zu sagen, dem Sieger der vierten Staffel von DSDS, für den Bohlen selbstredend anschliessend auch Hits komponierte und produzierte: «Isch glaw es net, des isch ja zum Abspritze geil.»

Bohlen, der mit allen Wassern gewaschene Allrounder, der immerhin Sachen wie «Midnight Lady» für den Smokie-Frontman Chris Norman komponierte und in die Charts-Stratosphären schoss, der Yvonne Catterfeld entdeckte und produzierte, Bohlen also ist nicht nur gemeinsam mit dem schmachtenden Lipgloss-Sidekick Thomas Anders und Hits wie «Brother Louie» oder «Cheri, Cheri Lady» zu Popruhm gelangt – diese Disconummern mit den stampfenden Beats und Falsettstimmen erinnerten ein bisschen an die Bee Gees und ein bisschen an alles andere – nein, er ist viel, besser: Er ist viele mehr.

Seine Bands und kurzlebigen «Projekte» wie Art of Music, Dee Bass, Howard Houston, Jennifer Blake, Joseph Cooley, Marcel Mardello, Steve Benson, Atisha, David Bernhardt oder Mayfair, Monza, Foolish Heart, Countdown G.T.O., Hit the Floor oder Major T. – kurz, sie sind so zahlreich wie Briekastenfirmen auf Malta.

Weil alles bei Bohlen an alles aus der riesigen Musikbox des Pop erinnert, ist er auch völker- und vor allem generationenübergreifend, weshalb seine Konzerttournee, die in Berlin beginnt und am 14. September in Zürich stationiert, nicht nur die Mütter mit den Angorapullis aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts interessieren wird, sondern

auch ihre Töchter und Enkelinnen, die ohnehin den gleichen Modeschmuck tragen, wenn auch nicht mehr die Schulterpolster, aber das war in Konzerten anderer Langlebigkeitswunder wie Madonna nicht anders.

## Griff zu «Kings of Cool»

Bohlen, der bodenständige Mister Normalo aus Oldenburg auf seiner Jacht, mit dem perlweissen Lachbalken und den Grübchen im Mallorca-braunen Gute-Laune-Gesicht, er wird sie genau da abholen, wo sie im grauen Alltag warten und von Wundern und Glamour und ewiger Jugend träumen, und mit ihnen gemeinsam auf Reisen gehen.

Die ewige Casting-Show läuft weiter, und er wird beweisen, dass er besser singt als «sogn wia ma oin Gadenzwerch auf Ecstasy, Oldä», und missgünstige pop-philosophische Kulturkritik und

Verrisse wird er einfach der schlechten Laune der Schlechtgelaunten zuschreiben und auf dem Weg zur Bank lachen. Denn nichts ist erfolgreicher als der Erfolg, jetzt mal rein kohlemässig.

Sein Vermögen wird auf 250 Millionen Euro geschätzt. Und nach den Konzerten würde Bohlen, der Fitness-Prediger, die Vitaminbombe auf zwei Beinen, vielleicht amüsiert zu Don Winslows «Kings of Cool» greifen, diesem aberwitzigsten Thriller über die kalifornische Drogenkultur der späten Sixties und die Surfer-Hippie-Woodstock-Meute, geschrieben wie ein Quentin-Tarantino-Drehbuch, und er würde Winslows Verachtung für Grüne und amerikanische Liberale, also Linke und die ganze halbgar aufgewärmte Woodstock-Mischpoke, teilen: «Liberale sind Leute, die ihre Feinde mehr lieben als ihre Freunde, die jede andere Kultur der eigenen vorziehen, die sich für Erfolge schämen, aber nicht für Niederlagen, die Profit verachten und Leistung bestrafen.»

Ach so, der das im Buch sagt ist Chon, der Realist, ein Afghanistan-Kämpfer und Dealer von Turbo-Marihuana in Laguna Beach, Kalifornien, wo die Welt immer schon bunter war als in der ideologisch verklemmten deutschen Kästchenwelt.

Lesen, Leute, «Kings of Cool», und dazu Grace Slicks «White Rabbit» aus dem Woodstock-Wahnsinn hören – oder eben irgendwas von Bohlen, was im Glücksfall so ähnlich klingt.

Dieter Bohlen tritt am 14. September mit den Hits von Modern Talking, Blue System und «Deutschland sucht den Superstar» im Hallenstadion auf.



Viele mehr: Modern Talking Mitte der achtziger Jahre.

# Gelassene Sinnesfreude

«Daphnis und Chloe» ist der antike Prototyp des abendländischen Liebesromans. Ein Buch, das einfach nur glücklich macht. Erst recht in Kurt Steinmanns wunderbarer Neuübersetzung. *Von Florian Vetsch*



Elementare Kräfte der Natur: Daphnis und Chloe.

Per Zufall klingt «Slave to Love» von Brian Ferry durch die Boxen des PCs, als sich der Verfasser dieser Zeilen anschickt, die antike Idylle «Daphnis und Chloe» zu besprechen. Diesen Umstand würde er nicht erwähnen, passte der Titel nicht perfekt. Denn die Protagonisten, der Ziegenhirte Daphnis und die Schafhirtin Chloe, sind vom Stand her Findelkinder, Rechtlose, quasi Leibeigene, in Tat und Wahrheit aber sind sie nur Sklaven der Liebe – knetbare Masse in den Händen des allgewaltigen Liebesgottes Eros.

Über den Autor ist nichts Sicheres bekannt. Longos lebte vermutlich in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. Er kannte sich – wenn er nicht gar von dort stammte – auf Lesbos, wo der Roman spielt, gut aus: auf der ägäischen Insel, auf der Sappho viele Jahrhunderte zuvor die abendländische Liebespoesie aus der Wiege gehoben hatte und wo in mythischer Vorzeit der singende Kopf des Orpheus gestrandet sein soll. Und Longos war ein Erotosoph, Ästhet und Stilist, das lässt sich aus seinem Roman, dessen Breitenwirkung kaum überschätzt werden kann, schliessen. Ebenso ergibt sich daraus, dass er Bescheid wusste über die Machtverhältnisse im alten Rom und Position bezog in der Frage nach den Vorzügen des Lebens auf dem Land gegenüber demjenigen in der Stadt: Longos bekannte sich mit seinem

Text zum Leben auf dem Land als Ort der unverstellten Natürlichkeit und absichtslosen Güte, der Reinheit und Unschuld, der Idylle schlechthin. Dabei macht die Schönheit seiner Erzählung den Verdacht vergessen, dass Unschuld nur in der Idylle existieren könnte...

Der Manesse-Verlag legt Longos' Roman in einer neuen deutschen Übersetzung vor, im handlich gebundenen Format und mit sorgfältiger Fadenheftung in Blau: ein Büchlein, das die Sympathie im Auge jeder Leserin, jedes Lesers sofort aufblitzen lässt. Aus dem Altgriechischen übertragen hat den Text Kurt Steinmann, der Luzerner Altphilologe, der bereits zahlreiche Werke aus der Antike durch seine lesbaren und erhellend kommentierten Übersetzungen für die Sprache unserer Gegenwart zurückgewonnen hat, darunter «Die Apokalypse» des Johannes, die Tragödien von Aischylos, Sophokles und Euripides sowie die Epen Homers. Für seine titanische Übersetzungsarbeit wurden ihm bereits mehrere Preise verliehen – zuletzt der Johann-Heinrich-Voss-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Denn Kurt Steinmanns Übertragungen decken den Wert der antiken Werke neu auf, halten ihr Feuer wach, bewahren es, indem sie sie gleichsam verlebendigen und zeigen, dass diese Texte in ihrer dauerhaften Gültigkeit auch noch unsere Lebenswirk-

lichkeit intensiver widerspiegeln als so mancher literarische Hype.

«Omnia vincit amor» – «Die Liebe besiegt alles» –, diesen Satz aus Vergils 10. Ekloge demonstriert der Hirtenroman «Daphnis und Chloe» hinreichend an dem Schicksal der Liebenden. Ihre Liebe wird massiv bedroht durch Naturgewalten, Piraten, schwärmende seeräuberische Jünglingsscharen aus benachbarten Städten, durch vermögende Freier für Chloe, durch die lüsterne Lykainion und den päderastischen Vielfrass Gnathon für Daphnis ... Doch die Liebe der beiden besiegt alles und integriert selbst noch die Zuletztgenannten in eine umfassende bukolische Friedensvision; das tut schlicht und einfach gut.

## Goethes Empfehlung

Der Roman umspannt einen Zeitraum von zwei Jahren; Daphnis und Chloe sind zu Beginn der Handlung fünfzehn beziehungsweise dreizehn Jahre alt. Mit Fug und Recht darf der Text als Hohelied auf die erwachende Liebe bezeichnet werden, freilich als heidnisches. Alles – die zweimal durchlaufenen Jahreszeiten, die elementaren Kräfte der Natur, das Leben und Weben der Tierwelt, Glück und Unglück der Protagonisten, ihr Gefühlsleben, das Schicksal der Kontrahenten und Nebenfiguren –, einfach alles durchwirken Gottheiten. Nichts da von der Befleckung, der Sünde, dem Teuflischen, wie sie das Christentum auf die Sexualität geworfen hat! Kein moralisches Prokrustesbett, dafür viel heitere, gelassene Sinnenfreude und seelisch-körperliche Erfüllung: «Kaum je ist das Aufkeimen und Entflammen sinnlicher Liebe mit seinen seelischen Erschütterungen in einem Heranwachsenden helllichtiger und feinführender beschrieben worden», heisst es zu Recht im Nachwort des Übersetzers.

Goethe empfahl, den Roman jedes Jahr einmal zu lesen. Longos selbst sagt in seiner Vorrede, er habe das Buch geschrieben «als Weihegeschenk für Eros, die Nymphen und Pan und allen Menschen zum bezaubernden Besitz, der Kranke heilen, Trauernde trösten, in der Liebe Erfahrene hold erinnern und darin noch Unerfahrene einführen wird». In der Tat, wer «Daphnis und Chloe» liest – eine der schönsten Liebesgeschichten der Weltliteratur –, darf als glücklicher Mensch bezeichnet werden. Ihm kann es, wie dem Verfasser dieser Zeilen, zustossen, dass er gegen das Ende der Erzählung langsamer zu lesen beginnt, um den Genuss der herrlich stilsicheren Schilderungen noch etwas hinauszuzögern.



Longos: Daphnis und Chloe – Ein Liebesroman. Aus dem Altgriechischen von Kurt Steinmann. Manesse. 192 S., Fr. 33.90

# Woodstocks archäologische Studie

Ein genialer Film über das grösste Hippie-Ereignis vom Sommer 1969 entzündete nicht nur den ganzen Festival-Kult, der bis heute anhält, er rettete «Woodstock» auch vor dem Bankrott. Von Benjamin Bögli

Diesmal klappte es nicht. Michael Lang, Gründer des legendären Woodstock-Festivals, verkündete vor zwei Wochen das Ende seiner Pläne, den Anlass im Jubiläumsjahr nochmals aufleben zu lassen.

Damals, vor fünfzig Jahren im Juli 1969, hatte es nicht viel besser ausgesehen. Doch in letzter Sekunde stellte ein Grossbauer Lang und den drei Mitorganisatoren sein Grundstück für das Wochenende vom 15. bis 17. August zur Verfügung. Was man dort dann an Chaos, aber auch an musikalischen Delikatessen erlebte, war beispiellos und gehört zum ABC der Hippie- und Rockkultur.

Dass das so ist, dass sich Woodstock als berausende Idee generationenübergreifend in unsere Köpfe eingebrannt hat, dass man sich an Joe Cocker erinnert, wie er in vollkommener Ekstase das Beatles-Cover «With a Little Help from My Friends» röhrte, oder daran, wie Jimmy Hendrix die amerikanische Landeshymne zerzaust, ist dem grandiosen Dokumentarfilm «Woodstock» zu verdanken.

## Wadleighs Trick

Eigentlich galten Konzertfilme in den sechziger Jahren als Kassengift. Deshalb wollte auch niemand für eine Dokumentation über eine Hippie-Veranstaltung Geld in die Hand nehmen. Zumal praktisch alle Musiker mit der grössten Anziehungskraft jener Zeit fehlten: Die Beatles, die Rolling Stones, Bob Dylan oder die Doors traten nicht in Woodstock auf. Schliesslich bezahlte Regisseur Michael Wadleigh das Projekt aus dem eigenen Sack – und landete einen Hit. «Woodstock» spielte in Kürze fünf Millionen Dollar ein und gewann 1971 einen Oscar. Der Film transportierte die Bilder zum Woodstock-Mythos in die weite Welt hinaus und machte aus dem Festival nicht nur für die Anwesenden ein konsumierbares Erlebnis, sondern für alle.

Zum Beispiel auch für jene anderthalb Millionen, die beinahe dabei gewesen wären, wenn es Platz gehabt hätte. Organisator Lang schilderte den Ansturm auf sein Open Air mit Bands wie Creedence Clearwater Revival in der *Süddeutschen Zeitung* einmal so: «Am Freitagmorgen sassen 150 000 Leute auf dem Ge-

lände, die Kassenhäuschen waren noch gar nicht aufgestellt. Geworden sind es dann 600 000, und wir mussten 1,5 Millionen zurückschicken.»

Und genau dieses Panorama aus rund 60 Prozent Musik und 40 Prozent Jugendbewegung, Wetterkapriolen und gesellschaftli-



Berausende Idee: Joe Cocker am Woodstock-Festival, 1969.

chem Ausnahmezustand fingen Dok-Filmer Wadleigh und seine Crew, darunter Martin Scorsese, mit zwölf Kameras ein und schnitten aus 200 Stunden Material ein dreistündiges Meisterwerk. Der «Director's Cut» dauert gar 3 Stunden und 45 Minuten.

Wadleigh wandte einen genialen Trick an, um möglichst viel von den drei Tagen Woodstock zu erfassen. Er spielte mit der Splitscreen-Technik, also mit der Aufteilung des Bildschirms in mehrere Bereiche. Dadurch konnte er bedeutend mehr Material zeigen. In Spielfilmen hatte sich dieses Ver-

fahren nicht bewährt, in diesem Dokumentarfilm wurde es zum Glücksfall: So sieht man beispielsweise beim Auftritt von Santana, bei erstaunlich guter Tonqualität, in der Mitte der Leinwand den Bandleader und gleichzeitig links den Bassisten und rechts das begeisterte Publikum. Das erzeugt eine unschlagbare atmosphärische Wirkung: das Woodstock-Gefühl. Schaut man sich den Film an, glaubt man zu wissen, wie es gewesen sein muss, wenn man dabei war.

## Grenzen der Flower-Power

Die vielen Kameras schaffen eine besonders intime Sicht auf das Flowerpower-Spektakel, aber auch eine ausgesprochen objektive. Es scheint, als ob den Filmern keine Reue auf dem riesigen Gelände entgangen wäre: «Love & Peace»-Ikone Joan Baez kommt genauso zu Wort wie der Mitarbeiter einer Reinigungsfirma, der die Latrinen leert.

Der Film verehrt die Hippies, deckt gleichzeitig aber auch die Absurditäten und Grenzen der Anti-Establishment-Bewegung auf. Dann nämlich, als die Armee mit Helikoptern einfliegen muss und Nothilfe leistet, weil der Grossanlass wegen der vielen Leute und des schlechten Wetters zum Katastrophengebiet erklärt wurde. Man sieht einen Arzt, der völlig frei von Ironie den Besuchern, von denen viele auch zum Protest gegen den Vietnamkrieg gekommen sind, erklären muss, dass die helfende Armee «mit uns und nicht gegen uns» sei. «Die Army macht das grossartig. Einige Leute da draussen nennen sie [die Soldaten, die Red.] Schweine, aber das ist nicht richtig», sagt der Arzt.

Der amerikanische Kritikerpapst Roger Ebert nannte «Woodstock» in einem 1970 erschienenen Text «eine archäologische Studie einer Nation, die vor einem Jahr drei Tage lang existierte». Ein paar Jahre später ergänzte er: «Hätte es diesen Film nicht gegeben, wäre Woodstock in vager Erinnerung als ein Rockfestival, das ein paar Platten hervorgebracht hat.»

Und vor allem wäre das Festival ohne Wadleighs Werk finanziell ruiniert gewesen. Gründer Lang verkaufte die Filmrechte für eine Million Dollar nach Hollywood und konnte so den Verlust ausgleichen.

Michael Wadleighs Film «Woodstock: 3 Days of Peace and Music – Director's Cut» ist auf Apple TV abrufbar.



## Die Bibel

# Freunde und Interessen

Von Peter Ruch

**N**iemand hat grössere Liebe als wer sein Leben einsetzt für seine Freunde (Johannes 15, 13). – Es kommt vor, dass einem bei einem Erlebnis unvermittelt ein Bibelvers einfällt. So erging es mir unlängst in der Normandie. Wandermöglichkeiten gibt es dort reichlich, doch stösst man zwangsläufig auch auf die Kriegsereignisse von 1944. Sie sind es, welche zum obigen Bibelvers passen. Frankreich war von Hitlerdeutschland geknebelt, als die Alliierten sich zur Invasion entschlossen. Der Aufwand war unermesslich, mussten doch in Südengland zwei Häfen gebaut und über den Ärmelkanal geschleppt werden. Sie bestanden grossenteils aus riesigen schwimmenden Betonkörpern, die dann am Zielort geflutet und auf dem seichten Meeresboden abgesetzt wurden. Die alliierten Truppen bestanden weitgehend aus Amerikanern, Briten und Kanadiern. Franzosen stellten beim Auftakt nur 2 Prozent der Bestände. Die Alliierten hatten über 70 000, die Deutschen mit ihren Verbündeten 270 000 Gefallene zu beklagen. Der Besuch der Friedhöfe ist tief berührend. Manche britische Grabsteine enthalten Sprüche der Angehörigen. Ein Beispiel: «Das Verstehen wächst, wenn die Tränen versiegen.»

Gewiss handelten die Alliierten auch im eigenen Interesse. Aber dass Staaten «keine Freunde, sondern nur Interessen» haben, gilt nicht absolut. Das Zitat stammt von Charles de Gaulle. Ausgerechnet er war von Roosevelt und Churchill freundschaftlich behandelt worden. Die enormen Opfer kamen primär Frankreich zugute. Es hätte gute Gründe, die Briten in der Brexit-Krise ebenfalls freundlich zu behandeln. Der EU-Chefunterhändler Michel Barnier scheint aber fast froh zu sein, wenn die Briten weg sind. Dann fehlt den nördlichen EU-Ländern die Sperrminorität, und die mediterranen Schulden-Champions können beliebige Transferzahlungen durchsetzen. Hier steckt ein unauffälliger Keim für ernsthafte künftige Konflikte. Entschärfung böte die Einsicht, dass Menschen und Staaten auch mal evangeliumsgemäss handeln können – und das zuweilen wirklich getan haben.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



*Schönere Wahrheit:* Rick Dalton (Leonardo DiCaprio).

## Kino

# Auf der Suche nach vergessener Zeit

In «Once Upon a Time .. in Hollywood» lässt Quentin Tarantino die Zeit von Love and Peace und ihre nihilistische Kehrseite wieder auferstehen. Von Wolfram Knorr

**W**oodstock, die neue Bergpredigt, Fanal einer Zeitenwende, von Grace Slick und den Jefferson Airplane besungen: «Liebt euch, Menschen dieser schönen Erde!»; und nur wenige Tage zuvor, in der Nacht vom 8. auf den 9. August 1969, im fernen Kalifornien, das genaue Gegenteil: statt Liebe Hass und Mord. Blumenkinder waren's auch hier, die sich nächstens bekiffen zum Cielo Drive 10050 in Hollywood aufmachten, dem Haus des Musikproduzenten Terry Melcher (der Sohn von Doris Day). Ihr Guru Charles Manson, «Hohepriester des Anti-Establishment-Hasses» (Vincent Bugliosi), hatte ihnen aufgetragen, Melcher zu killen. Ins Haus aber waren Regisseur Roman Polanski und seine schwangere Frau Sharon Tate eingezogen. Mansons Hippies war das wurscht. Sharon Tate war mit Freunden anwesend, Polanski nicht. Er war für Dreharbeiten in London. Neben fünf Leichen hinterliess die Mörderbande ein gespenstisches Zeichen an der Eingangstür des Hauses: «Pig».

Die schöne Utopie von Love and Peace war schon am Ende, bevor sie begann, Woodstock (und alle späteren Rockfestivals) ein Flüchtlingslager für die «zukunftlose Generation» der Sechzehn- bis Zwanzigjährigen. Und das Kino, das gleichfalls Lebensstil und Weltsicht der Teens und Twens prägte, war im Umbruch,

eine Art Scharnier zwischen Blumenkinder-seligkeit und ihrem nihilistischen Abgrund («Easy Rider»). Als kraftstrotzende Lokomotive der Gefühle, die Träume wirklich werden lässt, auch ausserhalb der Physik, dampfte das Kino mitten hinein ins euphorisierende Klima von Sex, Drugs und Rock 'n' Roll.

Quentin Tarantino, ein leidenschaftlicher Lokomotivführer, liebt gewagte Strecken mit Denksubstanz und schwarzem Humor («Pulp Fiction»). In seinem jüngsten Opus, «Once Upon a Time ... in Hollywood», über die Ära der Flower-Power-Bewegung, des Hippiekults und seiner diabolischen Kehrseite, erzählt er die Geschichte von Charles Manson und seiner mordenden «Family» als einen bedrohlichen Spuk, der seine fiktiven Helden immer wieder streift.

## Was dem Film die absolute Grösse gibt

Tarantino, 1969 gerade mal sechs Jahre alt, vom Kino schon infiziert, rekonstruiert liebevoll das Lebensgefühl Ende der sechziger Jahre, mit allen Verrücktheiten, von der Mode über den Autokult bis zur Musik, getrüffelt mit zahlreichen Filmzitatens und -lobpreisungen (bis zum Titel, mit dem er auf Sergio Leone verweist). Die negative Seite der Ära, Manson und Co., dringt wie ein Menetekel aus den Schluchten des kollektiven Bewusstseins in Tarantinos Stimmungsbild.

Durch diese wiedergefundene Zeit mäandern Tarantinos fiktive Helden, der Schauspieler Rick Dalton (Leonardo DiCaprio) und sein Stuntdouble Cliff Booth (Brad Pitt). Ricks Karriere geht den Bach runter, als Held der TV-Serie «Bounty Law» verliert er an Attraktivität, wird fast nur noch als *bad guy* gecastet, fängt an zu trinken und verfällt in Larmoyanz.

Cliff, immer an seiner Seite, Fahrer und besser Freund, ist im Gegensatz zum nörgelnden Rick von kraftstrotzendem Stoizismus. Auf dem Filmset verhaut er mal mit Seelenruhe den herumfuchtelnden Bruce Lee (Mike Moh) und schmeisst ihn an eine Limo. Neben Deftigkeiten gibt es Momente mit ätzendem Biss, wenn sich Filmproduzent Marvin Schwarz (Al Pacino) an Rick ranölt. Der macht ihm den Spaghetti-Western schmackhaft, statt dass er sich in Hollywoodfilmen nur noch verhaufen lasse. Dieweil werden Roman Polanski (Rafal Zawierucha; der nur kurz ins Bild kommt) und Sharon Tate (Margot Robbie) Nachbarn, und Rick kann es nicht fassen, sie in seiner unmittelbaren Nähe zu wissen.



**Deftigkeiten:** Cliff Booth (Brad Pitt).

Cliff gabelt mal das hemmungslose Hippiegirl Lynette auf (Dakota Fanning) und bringt sie zurück auf die Spahn-Movie-Ranch. Cliff kannte George Spahn (Bruce Dern), den Besitzer der Ranch, auf der häufig gedreht wurde. Die Manson-Family hat sich hier niedergelassen und Spahn hemmungslos ausgenutzt. Cliff zwischen der Horde versiffter, aggressiver Hippies auf der Suche nach Spahn, der erblindet, sich nicht mehr an ihn erinnert, das ist eine gelungene Thriller-Passage, auch ein Sirenengesang auf eine Zeit, die aus den Fugen ist.

Sharon Tate dagegen widmet Tarantino eine Liebeserklärung. Der italienische Dramatiker Luigi Pirandello («Sechs Personen suchen einen Autor») glaubte, dass der Filmschauspieler «sich fühlt wie im Exil – exiliert nicht nur von der Bühne, sondern auch von sich selbst». Dieses Exil, das schizoide Gefühl seiner selbst, gibt dem Film seine absolute Grösse. So folgt Tarantino mal Sharon Tate ins Kino, in dem «The Wrecking Crew» (1968) läuft. Darin spielt sie, neben Elke Sommer, eine Gespielin von Dean Martin. Es war der letzte, mit Sicherheit schlechteste Teil seiner

Matt-Helm-Tetralogie. Es geht um Dean Martin und seine erotischen Witze («We're gonna talk a little, kiss a little – that's the meaning of love»). Sharon sitzt in der ersten Reihe und genießt den Spass, den das Publikum an ihr hat: die Aktrice im Gefühl ihrer Grösse!

Ursprünglich, so hatte er die Medien wissen lassen, habe Tarantino einen Film über Charles Manson und seine Family drehen wollen, über Mansons Rockstartraum, der ihm verweigert wurde und sich in einen tiefen Hass auf die High Society verwandelte. Neben Vincent

## Tarantino rekonstruiert liebevoll das Lebensgefühl Ende der Sechziger, mit allen Verrücktheiten.

Bugliosis «Helter Skelter» (nach dem gleichnamigen Lied der Beatles) schrieb Ed Sanders das ultimative Buch über Manson («The Family») und die düstere Seite der Love-and-Peace-Frömmigkeit. Manson, so heisst es bei Sanders, habe Terry Melcher töten wollen, weil der ihm einen Vertrag verweigert hatte. Später fand man eine Tötungsliste mit 34 Namen von Stars und Geschäftsleuten bei Manson.

Tarantino verzichtet auf das handfeste Geschehen und erfand dafür zwei Helden aus dem Kino-Märchenland, die immer wieder an die historischen Fakten schrammen. Etwa wenn Cliff das Hippiemädchen aufgabelt, das ihn auf die Spahn-Ranch führt; wenn Rick es nicht fassen kann, dass Polanski sein Nachbar ist. Rick und Cliff perforieren die Realität, die auch nur eine inszenierte ist, aber eine vergessene Zeit wieder aufflackern lässt – um dann aber, Tarantinos schönste Hymne ans Kino, sich von den Fakten radikal abzuwenden und ins wundersame «Exil» des Kinos einzutauchen, in dem alles machbar ist, für eine schönere Wahrheit. ★★★★★

### Knorrs Liste

1	<b>Parasite</b> Regie: Bong Joon-Ho	★★★★★
2	<b>La chute de l'empire américain</b> Regie: Denis Arcand	★★★★☆
3	<b>Skin</b> Regie: Guy Nattiv	★★★★☆
4	<b>The Lion King</b> Regie: Jon Favreau	★★★★☆
5	<b>Yesterday</b> Regie: Danny Boyle	★★★★☆
6	<b>Spider-Man: Far from Home</b> Regie: Jon Watts	★★★★☆
7	<b>Dolor y gloria</b> Regie: Pedro Almodóvar	★★★★☆
8	<b>Hobbs and Shaw</b> Regie: David Leitch	★★★☆☆
9	<b>Rebelle</b> Regie: Allan Mauduit	★★★☆☆
10	<b>Anna</b> Regie: Luc Besson	★★★☆☆

## Jazz

# Ums Leben spielen

Von Peter Rüedi

In der Welt der Kunsttheorie, zumal in der Literaturwissenschaft, herrschte lange das Tabu, zwischen Kunst und Biografie einen direkten Zusammenhang zu postulieren (bei der Literatur zumindest war das gewiss auch die Gegenbewegung zum Biografismus des 19. Jh.). Allein, wie sollten wir die körperliche Befindlichkeit eines Lichtenberg oder eines Toulouse-Lautrec, ja des kleinwüchsigen Gottfried Keller aus der Betrachtung ihrer Kunst wegeskamotieren? Oder die Glasknochenkrankheit, unter der der französische Pianist Michel Petrucciani litt und der er letztendlich, gerade mal 37 Jahre alt, 1999 erlag? Petrucciani war ein Besessener.

Er wusste, dass ihm weniger Lebenszeit blieb als Normalsterblichen. Das trieb ihn dazu, zeitweise ein herkulisches Programm von mehr als hundert Konzerten pro Jahr auf sich zu nehmen. Und es war der Grund, weshalb er, wiewohl in anderer Hinsicht ein Nachfolger von Bill Evans oder Keith Jarrett, Intensität bis an die Grenze des Horror Vacui vor alles andere zu setzen. Petrucciani war kein Mann der kreativen Pausen, er holte selten Luft und liess seinen Mitspielern wenig Raum. Sie mussten stark genug sein, sich den selbst herauszunehmen. Wie Gary Peacock, der grosse Bassist, und Roy Haynes, einer der bedeutendsten Drummer der Jazzgeschichte überhaupt. Sie waren Petruccianis Partner beim Konzert in Karlsruhe vom 7. Juli 1988, das, vom Süddeutschen Rundfunk aufgezeichnet, jetzt erst in der Reihe «Piano Heroes» auf CD vorliegt.

Das Programm ist eine Mischung von schönen Eigenkompositionen des Pianisten (ein Aspekt, der bei Petrucciani oft unterschätzt wird) und Standards von «There Will Never Be Another You» über Ellingtons «In a Sentimental Mood» (worum keinerlei Sentimentalität aufkommt!) über «Embraceable You» und Coltranes High-Speed-Etüde «Giant Steps» bis zu einem gleichfalls energetisch hochgeladenen, ganz unelegischen «My Funny Valentine». Letzteres gilt für dieses Trio insgesamt. Die drei entwickeln die gleiche Dringlichkeit, entfachen gemeinsam auf Augenhöhe ein Feuer von beträchtlicher Hitze. Nichts für Liebhaber der Gemütlichkeit.



Michel Petrucciani (Gary Peacock, Roy Haynes): One Night in Karlsruhe. Piano Heroes SWR Jazzhaus JAH-476



Thiel

## Sommersitzung

Von *Andreas Thiel*

**Alain Berset:** Was wir auch beschliessen, das Volk entscheidet immer anders. Kann man da nichts dagegen machen?

**Ignazio Cassis:** Ich schlage ein Rahmenabkommen mit dem Volk vor. Sollte das Volk an der Urne anders abstimmen, als der Bundesrat empfiehlt, entscheidet das Bundesgericht.

**Karin Keller-Sutter:** Wir müssen doch einfach von Anfang an darauf achten, dass wir ausgewogenere Vorlagen ausarbeiten. Wer die Steuern senken will, muss erst einmal die Steuern anheben, um auch die Gegner von Steuersenkungen mit an Bord zu holen.

**Simonetta Sommaruga:** Die Idee, Steuer-senkungen mit Steuererhöhungen zu finanzieren, ist brilliant. Wenn die Anhebung höher ist als die Senkung, holen wir dabei sogar noch etwas raus.

**Guy Parmelin:** Man darf auf jeden Fall nicht vergessen, die Wirtschaft mit einzubeziehen.

**Viola Amherd:** Und die Armee.

**Guy Parmelin:** Ohne die Wirtschaft geht gar nichts.

**Viola Amherd:** Und ohne die Armee...

**Simonetta Sommaruga:** ...geht was nicht?

**Viola Amherd:** Ach, vergiss es.

**Ueli Maurer:** So, das Budget für unsere Sitzungsgelder ist aufgebraucht. Zugunsten der Staatsfinanzen wird diese Sitzung hier beendet.

**Simonetta Sommaruga:** Ich beantrage, dass wir als Beitrag zur Senkung des weltweiten CO<sub>2</sub>-Ausstosses zum Schluss noch eine Minute lang alle zusammen die Luft anhalten.

**Ignazio Cassis:** Das Volk wird begeistert sein.

**Viola Amherd:** Wieso? Im Verteidigungsdepartement halten wir schon lange die Luft an.

**Alain Berset:** Aber für diese eine Minute gibt es noch Sitzungsgeld, oder?

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Opulenz der Macht

Grand Opening des Lucerne Festival als gesellschaftlicher Höhepunkt; mediterrane Lebenslust in Zürich; prominente Hobbymusikanten in der Tonhalle. Von *Hildegard Schwaninger*

**A**ndreas Pettenhofer ist auf die Organisation herausragender Events spezialisiert, er hat seit zwanzig Jahren eine Firma, die heisst Fête Accomplie. Pettenhofer sieht sich mehr als Künstler denn als Catering-Unternehmer, eine Art Choreograf des kalten Buffets. Das Grand Opening des Lucerne Festival (am 16. August) ist einer der gesellschaftlichen Höhepunkte der Schweiz, Pettenhofer wurde dieses Jahr, bereits zum zweiten Mal, für die Organisation engagiert. Das Thema des diesjährigen Lucerne Festival ist «Macht»; zum Eröffnungskonzert unter **Riccardo Chailly** werden drei Werke von **Sergej Rachmaninow** gespielt. Der russische Komponist musste seine Heimat 1917, während der Revolution, verlassen, er lebte eine Zeitlang in Hertenstein am Vierwaldstättersee. Andreas Pettenhofer, inspiriert vom Schicksal dieses prominenten Opfers politischer Macht, hat sich für die Dekoration etwas Passendes ausgedacht: Er lässt die repräsentative pompöse Architektur absolutistischer Herrscher wiederauferstehen. Aussenbereich und Foyer des KKL werden mit Bäumen und Pflanzen im Stil eines barocken Gartens dekoriert. Im Mittelpunkt von Pettenhofers Inszenierung steht der Luzerner Saal, in dem ein Foto des berühmten Spiegelsaals von Versailles in Originalgrösse projiziert wird. Diniert wird unter prachtvollen Kronleuchtern. Der Zürcher Sternekoch **Antonio Colaianni** (früher

«Mesa», heute «Gustav») verwöhnt die Gäste mit mediterraner Küche, Schülerinnen und Schüler der internationalen Hotelfachschule Luzern tragen mit ihrer jugendlichen Frische als Servierpersonal zum Gelingen des Abends bei. Nach Konzert und Eröffnungsdinner führen ein DJ und eine Gin-Tonic-Bar die Ehrengäste zurück in die Gegenwart.

**F**reude an allem Schönen, an Luxus und Eleganz waren Voraussetzung, um einen italienischen Abend, geprägt von mediterraner Lebenslust, richtig zu geniessen. Man zelebrierte ein neues Auto, das stärkste SUV der Welt, Höchstgeschwindigkeit 299 Stundenkilometer, aus dem Hause Fiat. Das Zauberwort heisst Maserati – Symbol für Schnelligkeit und Eleganz. Ein Name, der die Herzen aller Autoliebhaber höherschlagen lässt. Die Vernunft wird hier ausgeschaltet, denn wer kann wann und wo 299 Kilometer pro Stunde fahren?

Der neue Maserati V8 Levante Trofeo ist in der Schweiz angekommen, das musste gefeiert werden. Zwei brandneue Maserati standen vor dem «Accademia del Gusto» im Zürcher Kreis 4. **Stefano Piscopo**, dem das Spitzenrestaurant seit 2008 gehört und der selber am Herd steht, gab sein Bestes, um die Gäste zu beglücken: Kalbfleischravioli an Salbeibutter, in Barolo geschmorte Kalbsbäckchen mit Kartoffelpüree, Torta Saint Honoré



Fast verliebt

## Das Päckchen

Von *Claudia Schumacher*

**J**unge trifft Mädchen. Sie vergucken sich ineinander. «Willst du mit mir gehen?» – «Ja!» Und dann Kuss und fertig – alles geritzt und geregelt. Hach, wie schön einfach die Liebe auf dem Pausenhof sein kann. Zu-

mindest rückblickend. Kam ja auch damals schon vor, dass der Junge seinen Lollipop plötzlich einem anderen Mädchen schenkte. Trotzdem alles harmlos gegen das, was im Verlauf des Lebens noch so auf einen zukommt. Spätestens bei den über Dreissigjährigen hat jeder sein Päckchen zu tragen. Ein Bündel Ängste, Neurosen, Ticks und Macken. Das Zusammenkommen wird oft zum Hindernislauf mit zentnerschwerem Rucksack.

Da sind diejenigen, die sich neu verlieben, während sie eigentlich noch in einer Beziehung stecken. Anderen wurde schon dreimal das Herz gebrochen, und ihr Selbstschutz wirkt auch dann noch abweisend, wenn sie eigentlich Zuneigung empfinden. Es gibt die Bindungsängstlichen – und solche, die wild nach vorne preschen und anderen ihre glühende Verehrung aufdrängen. Wer in einem gewissen Alter Single ist und sich beim Blick in den Spiegel fragt: «Spinnen die anderen





*Buffet-Choreographie:* Andreas Pettenhofer.



*Unter Kronleuchtern:* Antonio Colaianni.



*Etwas vom Schönsten:* Howard Griffiths.

mit Kirschensorbet. Es war ein sehr italienischer Abend, viele Männer in gutgeschnittenen Anzügen und weissen Hemden, erotische Frauen, Rotwein aus Kalabrien (Jachello), und geredet wurde über Fussball, Frauen und Autos. Maserati: In der Schweiz werden im Jahr etwa 500 verkauft, das neue Spitzenmodell Levante Trofeo ist ab November lieferbar, kostet (Grundausstattung) 186 000 Franken. Herz und Passion sind zwei Wörter, die man an diesem Abend viel hörte, Lebensfreude und Luxus wurden zelebriert – und ganz viel Italianità. Schon vor dem Dessert tanzten die Gäste im Lokal, ein italienisches Trio spielte, und Kellner José, ein veränderter Operntenor, sang italienische und spanische Canzoni. José ist Spanier.

**G**emeinsam musizieren – für Menschen, die Musik lieben, etwas vom Schönsten! Das Orpheum Supporters Orchestra formiert sich aus Persönlichkeiten aus Politik, Kunst, Wissenschaft und Wirtschaft. Ihr musikalischer Leiter ist **Howard Griffiths**. Einmal im Jahr geben die Hobbymusikanten ein Konzert in der Zürcher Tonhalle (das nächste am 15. September, gespielt wird u.a. Ravel, Gershwin, Schostakowitsch). Zum Orchester gehört heuer – neben Nationalrätin **Christa Markwalder**, Publizistin **Esther Girsberger**, Neurologe **Jürg Kesselring**, Headhunter **Clemens Hoegl** et cetera – erstmals ein Mann aus dem Direktorium des Zürcher Kunsthhauses. Der für Kommunikation zuständige **Christoph Stuehn** spielt Violine. Er ist musikalisch polyvalent: Manchmal macht der passionierte Geiger an Partys den DJ.

**Im Internet**

[www.schwanagerpost.com](http://www.schwanagerpost.com)

– oder bin ich verrückt?», darf mit grosser Wahrscheinlichkeit beide Teile der Frage mit «Ja» beantworten. Und ganz entspannt bleiben. Über dreissig gilt einfach die Regel: «Ein bisschen verrückt» ist das neue «Normal».

Wie wird also aus zwei erwachsenen Neurosenbündeln ein Paar? Besonders zögerlich ist oft derjenige, der das schwerere Päckchen trägt. Wie überredet man die emotional Überlasteten zu einer Beziehung?

Gar nicht. Neulich hat mir ein befreundetes Pärchen seine Kennenlerngeschichte erzählt. Er ist vierzig, sie Anfang dreissig. Sie steckte noch in einer seit Menschengedenken laufenden Beziehung, in der kein Saft mehr drin war, aber eine alte Vertrautheit, die man nicht einfach wegwirft. Er wiederum hatte schon ein paar intensive Geschichten hinter sich und tat sich auch nicht so leicht damit, ihr sein Herz anzutragen. Aber er legte die Karten auf den Tisch: «Ich will

dich.» Auch sie war in ihn verliebt und verliess deshalb ihren Partner. Aber dann war sie zu traurig für etwas Neues. Die beiden gingen essen, um zu reden. Sie sagte: «Es geht nicht, ich kann mich nicht auf dich einlassen.» Da gab er nach und sagte: «Okay.» Er gab auf. Das war der Wendepunkt.

Die beiden sind noch am selben Abend zusammengekommen. Weil der Druck raus war. Weil sie dann meinte: «Ach komm, lass uns als Freunde noch ein bisschen tanzen gehen.» Und dann hat sie ihn geküsst. Hätte er versucht, sie zu überreden, wäre sie ziemlich sicher in Abwehrhaltung gegangen, alles wäre zu viel gewesen. Man kann niemandem sein Päckchen abnehmen. Aber man kann andere herausfinden lassen, ob sie ihr Päckchen geschultert bekommen. Und abwarten, ob dabei noch eine Hand frei bleibt, die sie einem reichen können.



Unten durch

## Hauttyp 4

Von *Linus Reichlin*

**J**e älter ich werde, desto arabischer sehe ich im Sommer aus, was sich nachts, wenn ich eine Tankstelle betrete, am Blick des Kassierers bemerkbar macht. Meistens kaufe ich eine Dose Bier, das beruhigt ihn hinsichtlich meines religiösen Fanatismus. Wenn ich aber in seinen Augen immer noch das lodernde Misstrauen sehe, kaufe ich auch noch ein Sexmagazin, Zigaretten und einen Aufkleber mit Schweizerkreuz für die Autorückseite. Wenn das immer noch nicht genügt, spreche ich über den heissen diesjährigen Sommer, der bei Leuten wie mir mit Hauttyp 4 zu ethnischen Metamorphosen führt. Ich erkläre dem Kassierer, dass die Hautbräunung eine Abwehrreaktion ist und dass diese epidermale Gegenwehr mit zunehmendem Alter immer stärker wird.

Der Satz, der dann meistens das Eis bricht, ist: «Mittlerweile werde ich schon braun, wenn jemand das Licht anknipst.» Jetzt nehmen die Kassierer endlich die Hand vom Baseballschläger, oder was immer sie da unter dem Kassentresen verstecken, und sagen, ihre Mutter werde auch schnell braun. Es gibt natürlich auch Tankstellen, in denen nachts Kassierer mit Hauttyp 5 arbeiten, also mit fast dem maximalen Tönungsgrad. Wenn sie mich um Mitternacht reinkommen sehen, denken sie: «Ist das nicht dieser komische Freund meines Onkels, der mir dauernd das Biertrinken ausreden will?» Wenn sie dann erkennen, dass ich nicht der Freund des Onkels bin, argwöhnen sie, dass ich ein Freund des Freundes des Onkels sein könnte, der hierhergekommen ist, um ihnen Suren vorzulesen. Wer je erlebt hat, wie zwei Schweizer, die sich in den Ferien im fernen Ausland treffen, gegenseitig so tun, als würden sie nicht erkennen, dass der andere Schweizer ist, weiss, wie die Begegnung an der Tankstellenkasse zwischen mir und Kassierern des Hauttyps 5 abläuft.

Abseits der Tankstellen erlebe ich im Sommer entweder eine überbordende, schon fast militante Freundlichkeit oder knurrige Ablehnung. In szenigen Restaurants und in der Notaufnahme von Krankenhäusern behandeln mich die Leute, als sei ich Stevie Wonder: Mir wird von den Kellnerinnen sofort ein guter Tisch zu-

» Fortsetzung auf Seite 66

gewiesen, und die Krankenschwester in der Notaufnahme drückt mir ein paar Kekse in die Hand («Für Ihre Frau und die Kinder»). In Autowerkstätten hingegen wird mir gesagt, es sei auf Wochen hinaus kein Termin mehr frei, und in Metzgereien stehen die Verkäuferinnen versteint hinter der Auslage. Wenn ich sage: «Zehn Kilo Schweinefleisch bitte!», sagen sie: «Aha. Soso.» Mir ist die offene Kritik an meinem Hauttyp ehrlich gesagt lieber als die trockenen Kekse und der Tisch am Fenster, ich brauche verdammt noch mal keine Almosen! Ich möchte als braunhäutiger Mensch nicht behandelt werden wie ein Baby, dem die Windel gestohlen wurde.

Als mir die Krankenschwester die Kekse schenkte, sagte ich: «Das sind ja gar keine Kägi fret! Ich esse nur Kägi fret! Was erlauben Sie sich!» Sie entschuldigte sich, sagte, sie habe nicht gewusst, dass in meiner Kultur Kägi fret einen so hohen Stellenwert hätten, jetzt habe sie etwas dazugelernt. Dafür dankte sie mir. Nun, meine Kultur ist mütterlicherseits die der Salameffresser aus Lugano, dorthin ziehe ich mich im Sommer gern zurück. Denn wenn ich in Lugano nachts eine Tankstelle betrete, denkt der Kassierer: «Ein Sizilianer, *vai a cagare!* Aber wenigstens kein verdammt Zucchini» (=Deutschschweizer). Man schneide eine Zucchini in der Mitte durch und bestaune die Blässe: Dann weiss man, woher der Begriff kommt. Wenn ich im Tessin braungebrannt in die Notaufnahme des einzigen funktionierenden Krankenhauses komme und Kekse in der Hand halte, wird die Krankenschwester sie mir wegnehmen, um sie dem letzten einheimischen Kind zu geben, das noch den Tessiner Dialekt spricht. Und so muss es auch sein, *porca puttana!*

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein Grüne Fee

Von Peter Rüedi

Egal, wie heiss es noch wird», teilt uns Bordeaux-Crack (und retirierter Premiers-Juror) René Gabriel per E-Mail mit, «bei mir kommt kein Rosé ins Glas! Ausser allenfalls ein Laurent-Perrier Rosé. Mehrheitlich trinke ich eh Rotwein. Ausser in der Wachau. Da trinke ich nur Weisswein. Aber dafür auf hohem Niveau.»

D'accord, Meister, was die meisten Rosés betrifft. Als entschiedener Weissweinfan erlaube ich mir allerdings einen Einspruch. Die Weissen aus der Wachau sind grossartig, nicht nur die Superlative von Hirtzberger, Knoll, Pichler oder Prager. Alleinseligmachend sind sie nicht, oder doch nur so wie jeder grosse Wein im Moment seines Genusses. Westlich angrenzend an die Wachau liegt das Kremstal, dessen Weine, halten zu Gnaden, auch die Aufmerksamkeit eingeschworener Liebhaber roter Schwergewichte verdienen. Und einen Katzensprung nordwestlich davon sind wir im Kamptal und, inmitten davon, an seiner ersten Adresse Langenlois (nebst anderen Hotspots wie Schloss Gobelsburg, Strass im Strassertal oder Zöbing z. B.). Dortselbst, in Langenlois, arbeiten, um nur sie

zu nennen, die Cracks Philipp Bründlmayer und Fred Loimer, deren Rieslinge und Grüne Veltliner locker auf Augen- respektive Genuss- höhe ihrer Kollegen aus der nahen Wachau sind.

Fred Loimer hat 2006 damit begonnen, seine Reben auf biologisch-dynamische Landwirtschaft umzustellen, und die befinden sich in den Lagen mit klingendsten Namen wie Käferberg, Spiegel, Steinmassl, Loiserberg, Dechant und, der berühmtesten von allen, Heiligenstein (der im Mittelalter noch «Höllstein» hiess) – jedenfalls ein ganz besonderer magischer Punkt mit Böden aus Wüstensandstein und vulkanischen Einsprengeln aus dem 270 Millionen alten Perm. Was wie viel von wo im schlichten Grünen Veltliner 2018 steckt, einer von Loimers Basisvarianten, ist sein Geheimnis.

Uns genügt, dass sie ein rundes Ganzes ist, ein überwältigend frisches Trinkerlebnis mit viel Finesse, intensiven Aromen von grünen Äpfeln, würzig und pfefferig, eine pointierte, aber nie ätzende Säure, die zusammen mit den Noten von Pflirsich, Zitrone, frischem Heu jeden von der Mühsal des Tages Flachgestreckten zum Leben erweckt. Das reinste Speed, ganz legal. Ein Wein, nicht für die Ewigkeit gebaut, versteht sich. Carpe diem, trinke diesen Loimer jetzt. Dessen Grüner Veltliner hätte auch dem alten Horaz gefallen. Übrigens: Natürlich macht Fred Loimer auch eine ganze Reihe von renommierten Lagenweinen. Sie machen sein Renommee unter Kennern aus. Ich teile deren Bewunderung. Dennoch scheint mir, die Klasse eines aussergewöhnlichen Winzers zeige sich nicht nur in schwachen Jahren (was 2018 gewiss nicht war, im Gegenteil), sondern auch bei seinen einfacheren Weinen.

Fred Loimer Grüner Veltliner Kamptal 2018. 12%. Weinhandlung am Küferweg, Seon. Fr.17.20. [www.kueferweg.ch](http://www.kueferweg.ch)



## Salz & Pfeffer

# Gutes Essen, schönes Wetter

Von David Schnapp

Ferien mit schlechtem Essen halte ich für wesentlich problematischer als Ferien mit beispielsweise mittelmässigem Wetter. Gerade wenn man in die Ferne

schweift, wohin der lange Bewertungsarm vertrauenswürdiger Restaurant-Guides nicht hinreicht (Trip Advisor gehört da nicht dazu), geht man leicht ein Risiko ein, das in dauerhafter schlechter Stimmung enden kann.

Die Wahl für die Sommerferien fiel auf ein Resort in Mauritius mit immerhin sechs verschiedenen Restaurants, und dies schien deshalb von Anfang an eine gute Ausgangslage zu sein.

«Trou aux Biches» heisst die umfangreiche Hotelanlage an der Nordwestküste der Insel, die ich empfehlen kann. Schon am Frühstücksbuffet fiel das ausgezeichnete Baguette auf, das täglich frisch bereitlag.

Im «Trou aux Biches» wird keine Gourmetküche geboten, aber in allen sechs Restaurants eine erfreulich hohe Qualität des kulinarischen Angebots gepflegt – so zuverlässig wie das ewige Rauschen des Indischen Ozeans.

In «The Deck», wo der Achtjährige und ich bald regelmässig zum Lunch einkehrten, gab

es Gazpacho mit kühler Melone sowie Pizza mit Meerblick. Die beiden Wohlfühlgerichte habe ich bestimmt ein halbes Dutzend Mal in zwei Wochen gegessen – einfache, aber sehr gute Küche.

Im italienischen Restaurant «Il Corallo» des Resorts, wo à la carte bestellt wird, schmeckte etwa eine Maispouardenbrust, nach Mailänder Art paniert. Für die Region typische Currys, die am umfangreichen Buffet zum Thema «Mauritius» auslagen, sind mir in ebenso guter Erinnerung wie ein Palmherzensalat mit Zitrone, Tomatengelee und Pflaumen-Chutney, der mir im «La Caravelle» serviert wurde. Fazit: Gutes Essen macht gute (Ferien-)Stimmung, und sogar das Wetter war gut.

Trou aux Biches Beachcomber, Royal Road, Triolet 22302, Mauritius  
David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.



Auto

## Gestatten, ein Kia

Der ProCeed GT ist das vielleicht überraschendste Auto im Sortiment des südkoreanischen Herstellers Kia. *Von David Schnapp*

In der spontan zustande gekommenen Reihe «Überraschende Autos, die man kennen sollte» möchte ich diese Woche den Kia ProCeed vorstellen. Der elegante Kompaktkombi gehört zu jenen Fahrzeugen, die man seinen autointeressierten Kollegen zeigt, die daraufhin erstaunt ausrufen: «Der sieht aber sehr gut aus!»

Die moderneren Autos von Kia gehören ohnehin zu den angenehmen Erscheinungen im Strassenverkehr, und der ProCeed ist ein ausgesprochenes Designstück: flache, coupé-hafte Dachlinie, ein schmales Fensterband über einer hochgezogenen Schulterlinie, schöne Konturen an Front und Heck. Einzig der Bereich um die C-Säule sieht etwas überzeichnet aus. Dort kommen sich optisch ein haifischflossenartiges Chrom-Element und die schwarzglänzende Verbreiterung der Fensterführung in die Quere.

Abgesehen davon ist der ProCeed die ideale gestalterische Mischung aus praktischem Kompaktwagen und Kombi sowie der Eleganz

eines Gran-Turismo-Coupés. Dafür wurde der Begriff Shooting Brake geschaffen, wobei sattelfeste Autohistoriker darauf hinweisen, dass ein richtiger Shooting Brake nur zwei statt vier Türen hat.

Das sind aber bloss Wortklaubereien, auf jeden Fall ist der ProCeed das vielleicht überraschendste Auto im Kia-Sortiment. Die sportliche Bauform ergänzt die bisher schon erhältliche Kombi-Variante, geschickt nimmt man damit ein Thema auf, das sonst bei deutlich teureren Modellen von Porsche oder Mercedes-Benz gespielt wird.

### Schier unschlagbar

Dabei ist der Kia im Verhältnis von Preis und Leistung ein schier unschlagbares Angebot. In der besten Ausführung als GT gibt es den ProCeed mit einer umfangreichen Komfort- und Assistenzsystem-Ausstattung sowie einer Leistung von 204 PS aus einem Vierzylinder-Turbomotor für weniger als 40 000 Franken. Schweizweit einmalig ist dabei die Garan-

tieleistung, die sieben Jahre lang währt und nicht nur kundenfreundlich ist, sondern auch eine selbstbewusste Aussage über die Qualität der Kia-Mobile darstellt.

Als Fahrer sitzt man im ProCeed in auffällig geformten Sportsitzen aus Leder und Velours, das Cockpit ist übersichtlich, und der Wagen mit weniger als 1,5 Tonnen Gewicht (inklusive Fahrer) wirkt, einmal in Bewegung, agil und komfortabel zugleich. Der Frontantrieb ist sehr neutral ausgelegt, das typische Übersteuern, also das Schieben des Wagens in Kurven nach aussen, gibt es kaum. Mit einem Tastendruck schalte ich auf «Sport» um, dann öffnen sich die Klappen der Auspuffanlage, und mein knallroter Testwagen überholt schnell und mühelos einen gemütlich dahinruckelnden Traktor mit Anhänger, bevor er dynamisch einen Kreisverkehr durchläuft.

Nochmals ein Tastendruck, und die Lage entspannt sich, der ProCeed wird nun zum komfortablen Gleiter, dank Spurhalteassistent und Abstandsradar sind Autobahnfahrten selbst auf der notorisch überlasteten A1 beinahe Wellness-Ausflüge.

### Kia ProCeed GT 1.6 T-GDi

Motor: 4-Zylinder-Turbobenziner; Leistung: 204 PS/150 kW; Hubraum: 1591 ccm; Max. Drehmoment: 265 Nm (ab 1500 U/min); Verbrauch (EU-Norm): 6,2 l/100 km; Höchstgeschwindigkeit: 225 km/h; Preis: Fr. 39 900.–



*Spiegel einer langfristigen, soliden Politik: Sieergemeinde Zollikon am Zürichsee.*

## Gemeinderating 2019

# An der Goldküste lebt's sich am besten

Zollikon liegt im schweizweiten Vergleich auf Platz eins. Es folgen Meggen und die Stadt Zug. Auffallend ist, dass vielen Gutklassierten dank Steuersenkungen immer mehr Geld zur Verfügung steht, das mit vollen Händen investiert wird. *Von Carmen Schirm-Gasser*

Verlässt man die Stadt Zürich seeaufwärts, ist man direkt nach dem Übergang zur Goldküste in Zollikon. 13 000 Einwohner zählt die Gemeinde, das Klima ist sanft, die Hektik der Stadt vergessen. Rechts der blau spiegelnde See, links Zollikon Dorf, luftig durchzogen von alten Weinbauernhäusern, modernen Villen und Eigenheimen. So sehen Gewinner aus. Auf dem Buechholzhügel thronen Weinreben in sattem Grün. Vor mehr als sechzig Jahren hatte man beschlossen, auf gemeindeeigenem Grund wieder Reben anzubauen, da im Laufe des 20. Jahrhunderts so gut wie alle Rebberge verschwunden waren, die einst zwei Drittel des Bodens bedeckt hatten. Und da man stolz ist, im stolzen Zollikon, auf seine Weinbaukultur, die 1145 erstmals urkundlich erwähnt wird, wurden 900 Rebstöcke, mehrheitlich der Sorte Riesling×Silvaner, angebaut. Bei Anlässen wird heute der eigene Wein kredenzt, an besonderen Festivitäten gar

der Zolliker Cuvée, ein Schaumwein, von dem es nur wenige hundert Flaschen jedes Jahr gibt.

Es lebt sich gut in Zollikon. Die Steuern sind niedrig. Die Schulen sind gut ausgebaut, das Vereinsleben blüht. Hatte man in der Vergangenheit lange mit der Überalterung der Bevölkerung zu kämpfen, relativiert sich diese Entwicklung zunehmend. «Wir zählen immer mehr Junge in unserer Gemeinde», sagt Sascha Ullmann, Gemeindepräsident. Unter anderem, weil wieder vermehrt Familien nach Zollikon zögen. Er selbst lebt in einem alten Weinbauernhaus, zusammen mit seinem Schwiegervater, seiner Frau und den zwei Kindern. Drei Generationen unter einem Dach, das funktioniere. Man ist eben offen, in Zollikon. Nur Unternehmen gibt es wenige im Ort. Hier wird gewohnt, nicht gearbeitet. Die Steuereinnahmen stammen deshalb in erster Linie von vermögenden Privatpersonen. Und sie sind hoch genug, um

eine Sanierung des Hallenbads für immerhin 35 Millionen Franken ins Auge zu fassen.

Zollikon hat sich im Gemeinderating der *Weltwoche* gegen 927 andere Schweizer Gemeinden durchgesetzt und vor Meggen und Zug Platz eins erreicht. Ein solches Resultat ist der Spiegel einer langfristigen, soliden Politik, denn im umfassendsten landesweiten Leistungsscheck für Kommunen kommen die für die Bürger wirklich relevanten Fragen aufs Tapet: Wo lebt es sich am besten? Wo sind die Wege zur Arbeit oder zum Einkaufen angenehm, wo gibt es Jobs, wo ist die Versorgung gut ausgebaut und die Sicherheit hoch? Bewertet wurden alle Gemeinden mit über 2000 Einwohnern. «Datengrundlage bilden öffentliche Statistiken», erklärt Donato Scognamiglio, Verfasser der Studie und Leiter des auf Immobilienfragen spezialisierten Beratungsunternehmens IAZI. «Jede Gemeinde wird anhand von fünfzig Einzelindikatoren bewer-





## «Eigener Wohnraum war noch nie so teuer»

Gemäss Donato Scognamiglio wird sich der Immobilienmarkt in nächster Zeit nicht abkühlen. Dafür dürften die Zinsen erneut unter Druck kommen. *Von Carmen Schirm-Gasser*

**Die Zinsen sind auf einem Rekordtief. Weshalb gibt es keinen riesigen Run auf Eigenheime?**

Die relativ strenge Tragbarkeitsregel führt dazu, dass in der Schweiz 90 Prozent der Mieter vom Kauf eines Eigenheims nur träumen können. Der durchschnittliche Hypothekarzins für zehnjährige Festhypotheken liegt bei etwas über 1 Prozent. Obwohl viele Mieter sich bei diesen tiefen Zinsen ein Eigenheim leisten könnten, kalkulieren Banken aus Risikoüberlegungen anders. Sie wenden bei ihrer Tragbarkeitsrechnung einen kalkulatorischen Zinssatz von 5 bis 6 Prozent an. Wer eine Hypothek von einer Million Franken benötigt, braucht ein Haushaltseinkommen von fast 200 000 Franken, zusätzlich zu den notwendigen Eigenmitteln von 20 Prozent.

**Einfamilienhäuser sind teuer geworden. Sollte man noch warten?**

Eigener Wohnraum in der Schweiz war in der Tat noch nie so teuer wie heute. Über die letzten drei Jahrzehnte hat sich das durchschnittliche Preisniveau verdoppelt. Es ist aber nicht anzunehmen, dass es die nächsten dreissig Jahre im selben Stil weitergeht. Im vergangenen Jahr war beispielsweise eine merklich abgekühlte Preisentwicklung zu beobachten, wobei dies insbesondere in dezentralen Lagen zu spüren war.

**Es kommt also demnächst zur Trendwende?**

Angesichts der anhaltenden Tiefzinspolitik, welche durch den jüngsten Zinsscheid der US-amerikanischen Notenbank bestätigt wurde, wird die Trendwende weiter hinausgeschoben. Solange die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung mit billigem Geld befeuert wird, dürfte sich auch der Immobilienmarkt nicht wesentlich abkühlen. Im letzten Quartal lag das Preiswachstum bei den Eigenheimen jedenfalls wieder bei 2,3 Prozent.

**Eine zehnjährige Festhypothek bekommt man heute schon für 1,18 Prozent. Ist das der Tiefpunkt, oder sollte man noch warten?**

In Anbetracht der anhaltenden Tiefzinspolitik ist eher mit noch günstigeren Angeboten zu rechnen. Der anhaltende Wettbewerb wird die Finanzdienstleister motivieren, ihre Hypothekarprodukte weiter zu verbessern, damit sie zu noch attraktiveren Konditionen ihre Kredite anbieten können. Wer endlich das passende Objekt gefunden hat, sollte jedoch nicht auf weitere Zinssenkungen spekulieren, sondern zugreifen.

**Soll, wer Geld übrig hat, in Renditeliegenschaften investieren?**

Betrachtet man die Gesamtrendite verschiedener Anlageklassen im letzten Jahr, kommt man zum Schluss, dass man mit Direktanlagen in Renditeliegenschaften mit 5,3 Prozent das beste Ergebnis erzielt hätte. Es soll-

te aber nicht vergessen werden, dass Immobilien komplexe Anlagen sind. Zudem verlangsamt sich die Aufwertung von Renditeliegenschaften, und die Renditen aus der Bewirtschaftung geben ebenfalls nach. Es hat also schon bessere Momente gegeben, um in diesen Markt einzusteigen. Zudem ist auch davon auszugehen, dass die ab 2020 geltenden strengeren Vergaberichtlinien für die Finanzierung von Renditeliegenschaften sich eher preisdämpfend auswirken könnten.

**In neunzehn Kantonen stehen im Moment insgesamt 70 000 Mietwohnungen leer. Was läuft hier falsch?**

Es werden nach wie vor viele neue Wohnungen erstellt, obwohl wichtige Marktindikatoren wie der Leerstand oder die Bevölkerungsentwicklung dagegen sprechen. Dies ist vor allem auf die Tätigkeit institutioneller Anleger zurückzuführen, für die die Renditen im Immobilienbereich noch immer attraktiver sind als die Negativzinsen bei der Schweizerischen Nationalbank. Der Teil der Gesamtrendite, welcher als Wertentwicklung bezeichnet wird, ist jedoch von Annahmen über die zukünftige Entwicklung der Mieten abhängig. Durch die anhaltende Angebotsausweitung kommen die Mieten bereits unter Druck, was zu einer Drosselung der Preisentwicklung führen wird.



Donato Scognamiglio ist CEO des Informations- und Ausbildungszentrums für Immobilien (IAZI) und Professor an der Universität Bern. Er ist verantwortlicher Leiter des Gemeinderatings.

### Wo die Steuern niedrig/hoch sind

Die niedrigsten Steuern für Singles, je Kanton

Kanton	Gemeinde	Steuern in %
SZ	Wollerau	6,47
ZG	Baar	7,47
NW	Hergiswil	9,16
LU	Meggen	9,73
ZH	Kilchberg	10,16

Die höchsten Steuern für Singles, je Kanton

NE	Val-de-Travers	19,93
JU	Val Terbi	19,38
FR	Plaffeien	19,01
BE	Valbirse	18,87
TG	Arbon	18,51

### Wo es Arbeit/Arbeitslosigkeit gibt

Niedrigste Arbeitslosigkeit, je Kanton

Kanton	Gemeinde	Quote in %
GR	Grüsch	0,2
LU	Buttisholz	0,2
NW	Oberdorf	0,2
SZ	Muotathal	0,2
AI	Rüte	0,3

Höchste Arbeitslosigkeit, je Kanton

NE	Peseux	3,2
TI	Cadenazzo	2,9
VD	Vallorbe	2,9
GE	Carouge	2,8
JU	Delsberg	2,7

### Wo der Boden teurer wird

Durchschnittl. Immobilienpreisentwicklung über die letzten 3 Jahre

Stadt	Werte in %	Rang schweizweit
Basel	12,79	192
Biel	12,52	201
Bern	11,31	250
Schaffhausen	11,27	252
Luzern	11,04	265
Zürich	10,38	293
St. Gallen	9,59	336
Chur	8,08	401
Lugano	3,15	648
Genf	2,80	666

halb auch Ärztestrasse genannt. «Binnige, do bin i dehei», fasst ein Lied das Credo der Gemeindebehörden zusammen, für all jene, die in der Telefonwarteschleife hängenbleiben. In der Vergangenheit zog eine gutverdienende Klientel nach Binningen. Die beiden Plateaus vor dem Ort wurden zu Einfamilienhaus- und Villenquartieren, was die Bodenpreise auf kantonale Spitzenwerte katapultierte. Die Gemeinde reagierte mit einer Neufestlegung der Raumplanungs- und Zonenvorschriften. «Um einer Verdichtung mit mehrheitlich Mehrfamilienhäusern auf den beiden Plateaus entgegenzuwirken», sagt Gemeindepräsident Mike Keller. So wurden diese zu «Wohnzonen der lockeren Bebauung» deklariert, bei welchen die Geschossflächen maximal 45 Prozent und die Grünflächenziffern mindestens 30 Prozent betragen. Eine kreative Lösung.

### Verbesserte Integration

Eine Problemanalyse machte man auch in Stans. Denn in der Siebergemeinde des Kantons Nidwalden lebt es sich zwar ausgezeichnet, umgeben von Natur, mit zahlreichen Arbeitsplätzen im Ort, dies dank den Pilatus Flugzeugwerken und anderen Unternehmen. Zudem wird Kultur in Stans grossgeschrieben. Den 8400 Einwohnern steht ein Angebot offen, das dem einer Kleinstadt gerecht würde: die Stanser Musiktage, ein Humorfestival, eine Theater- und Märchenbühne, diverse Museumsausstellungen, die sich abwechseln.

Einzig eine Häufung von Vandalenakten trübte lange Zeit das Bild, Sprayereien an Wänden, zerbrochene Glasflaschen auf der Strasse. Wie sich herausstellte, war das oft das Werk von Jugendlichen. Man entschied, das Problem anzugehen. Und fand eine Lösung. Oder besser gesagt, gleich drei: den Bau eines Jugendkulturhauses, mehr Integration von Fremden, Kontrolle der Nachtruhe. «Heute sind die Jugendlichen von der Strasse weg, sie treffen sich im Kulturhaus und sind beschäftigt», sagt Mitinitiant und Gemeindepräsident Gregor Schwander. Zudem sorgen Sicherheitsleute übers Wochenende für Ruhe und Ordnung. Das Bistro interculturel, ein Verein mit Sitz in Stans, kümmert sich um die Integration von Fremden und Asylbewerbern. Seither sei die Zahl der Vandalenakte stark zurückgegangen. Stans hat seinen Frieden. Und Platz eins zurück.

Alle 928 Gemeinden finden Sie im Internet unter: [www.weltwoche.ch/gemeinderating2019](http://www.weltwoche.ch/gemeinderating2019)

### Wo die Bedingungen schwierig sind

Die drei Gemeinden am Schluss der Rangliste

Rang	Kanton	Gemeinde
928	JU	Val Terbi
927	BE	Valbirse
926	SO	Dulliken

### Wo man teuer/günstig lebt

Aktuelle Preise für Wohneigentum, in Franken

Stadt	4,5-Zimmer-Eigentumswohnung	5,5-Zimmer-Einfamilienhaus
Genf	1 774 000	2 585 000
Zürich	1 508 000	2 187 000
Basel	1 089 000	1 527 000
Luzern	1 015 000	1 424 000
Bern	956 000	1 318 000
Lugano	900 000	1 100 000
Chur	881 000	1 210 000
St. Gallen	778 000	1 058 000
Biel	686 000	925 000
Schaffhausen	664 000	882 000

### Wo der Reichtum/die Armut wohnt

Höchster Ertrag aus der direkten Bundessteuer, je Kanton

Kanton	Gemeinde	Steuerertrag/ Einw.
GE	Anières	29 240
SZ	Wollerau	12 000
VD	Mies	9 150
FR	Siviriez	8 990
OW	Sarnen	8 450

Niedrigster Ertrag

BE	Eggiwil	200
LU	Escholzmatt-Marbach	220
VS	Saxon	260
VD	Moudon	290
SG	Neckertal	300

### Wo viel/wenig gebaut wird

Höchste durchschnittliche Wohnbautätigkeit über die letzten 5 Jahre

Kanton	Gemeinde	Jährl. Wohnbau in %
VD	Echandens	8,08
VD	Saint-Sulpice	6,61
TI	Serravalle	6,41
AG	Staufen	6,22
VD	Froideville	5,51

Niedrigste Wohnbautätigkeit

JU	Courgenay	-0,34
VD	Leysin	-0,11
BL	Hölstein	-0,02
TI	Comano	0,08
BL	Zunzgen	0,09

### Wo man hinzieht/wegzieht

Stärkstes Bevölkerungswachstum über die letzten 3 Jahre, je Kanton

Kanton	Gemeinde	Werte in %
VD	Saint-Sulpice	27,71
ZH	Lufingen	24,33
GE	Puplinge	18,94
AG	Staufen	17,52
FR	Granges-Paccot	16,28

Stärkste Bevölkerungsabnahme, je Kanton

GR	St. Moritz	-4,57
BE	Lauterbrunnen	-4,28
SG	Marbach	-3,84
TI	Faido	-2,93
VS	St. Niklaus	-2,79

### Die Methode: Wie die 928 Gemeinden untersucht wurden

Die Studie wurde von der Zürcher Beraterfirma für Immobilien und Standortfragen IAZI erstellt. Für die Untersuchung wurden sämtliche Gemeinden der Schweiz zum Vergleich herangezogen und in der Folge aus Gründen der Vergleichbarkeit all jene Gemeinden ermittelt und miteinander verglichen, die mehr als 2000 Einwohner haben, also insgesamt 928. Sie wurden einerseits einem Niveau-Ranking unterzogen, das die gegenwärtige Attraktivität misst, beispielsweise die Beschäftigungszahlen. Der zweite Teil umfasst ein Dynamik-Ranking, das die Entwicklung während eines längeren Zeitraums beurteilt, wie die Veränderung der Beschäftigungszahlen über drei Jahre. Die Bewertung erfolgt auf Basis von fünfzig Einzelindikatoren. Jeder dieser Indikatoren (z. B. Firmenneugründungen) erhält einen Rang. Rang 1 ist der beste, 928 der schlechteste. Mit Hilfe dieser Rangpunkte können die Gemeinden in den einzelnen Kategorien direkt miteinander verglichen werden. Die fünfzig Indikatoren werden in sieben Kategorien gruppiert (Wohnen, Arbeitsmarkt, Bevölkerung, Steuern, Erreichbarkeit, Versorgung, Sicherheit). Die Immobilienpreise wiegen bei der Bewertung gleich schwer wie alle anderen Kategorien zusammen.

#### Die sieben Kategorien betreffen unter anderem:

- Wohnen:** Immobilienpreise, Veränderung der Preise über drei Jahre, Wohnbautätigkeit, Leerwohnungsziffer
- Arbeitsmarkt:** Arbeitslosenquote, Firmenneugründungen, Beschäftigte im Dienstleistungssektor
- Bevölkerungsstruktur:** Sozialhilfeempfänger, Jugendanteil, Bevölkerungswachstum, Steuerertrag, steuerbares Einkommen
- Steuern:** durchschnittliche Steuerbelastung für Singles, Familien mit und ohne Kinder, Pensionierte über 65 Jahre
- ÖV- und Verkehrserschliessung:** Reisezeit mit Mitteln des öffentlichen Verkehrs und/oder dem Auto zum nächsten Zentrum und zur nächsten Grossstadt
- Versorgung:** Anzahl Ärzte, Spitäler, Schulen, Einkaufszentren, Lebensmittelläden, Freizeit und Kulturangebote
- Sicherheit:** Straftaten gegen Strafrechtsgesetz, Betäubungsmittel- und Ausländergesetz



# In freisinniger Manier

Was viele nicht wissen: Zollikon, Sieger des Gemeinderatings 2019, ist nicht einfach nur eine reiche Schlafgemeinde vor den Toren Zürichs. Es gibt dort auch ein aktives Dorfleben, genossenschaftlichen Wohnungsbau und zahlreiche Arbeitsplätze. *Von Michael Baumann*

**E**in alter Dorfkern, die Nähe zu Zürich und das Image der reichen Ortschaft am See mit tiefem Steuerfuss: Diese drei Eigenschaften stehen gemeinhin für Zollikon, das 2019 an der Spitze des *Weltwoche*-Gemeinderatings steht. Aber Zollikon ist bei genauem Hinschauen viel mehr. Gemeindepräsident Sascha Ullmann zeigt sich sehr erfreut über das gute Abschneiden seines Orts, ist aber nicht wirklich überrascht. «Wir haben ja in den letzten Jahren im Ranking immer der erweiterten Spitze angehört», sagt der 47-Jährige schmunzelnd. Tatsächlich belegte Zollikon im letzten Jahr schon den zweiten Platz. Im Vergleich zu den anderen Gemeinden auf den ersten zehn Plätzen fällt auf, dass Zollikon in keiner Bewertungskategorie besser abschneidet als mit dem 30. Rang. Entscheidend für das Schlussresultat ist die relative Ausgeglichenheit, denn Zollikon fällt in keiner Hinsicht wirklich zurück.

## Gibts noch Verbesserungspotenzial?

Bemerkenswert positiv fällt die Beurteilung des Arbeitsmarkts aus. Laut Ullmann haben viele Leute fälschlicherweise das Gefühl, dass Zollikon vor allem eine Schlafgemeinde sei. Dabei gehe vergessen, dass auch Zollikerberg zur Gemeinde gehöre. Und dort steht das gleichnamige Spital mit rund 1100 Arbeitsplätzen. «Das ist für uns ein ganz wichtiger Faktor», erklärt Ullmann. Darüber hinaus gibt es in Zollikon Dorf auch ein Gewerbezentrum für KMU, ausserdem haben sich einige grosse Anwaltskanzleien in der Gemeinde niedergelassen.

Dass Zollikon auch in der Kategorie Wohnen gut positioniert ist, bildet die nächste Überraschung. Natürlich ist die Gemeinde geprägt von vielen herrschaftlichen Villen und luxuriösen Neubauten. Das fällt sofort auf, wenn man durch das Dorf fährt. Aber: Zollikon hat auch einen recht hohen genossenschaftlichen Anteil bei den Mietobjekten. Ullmann führt dazu aus: «Mehr als 10 Prozent aller Wohnungen in der Gemeinde gehören Genossenschaften.» Und ein alteingesessener Zolliker mit einem grossen Liegenschaften-Portfolio vermietet Wohnraum zu fairen Preisen. Beides trage zur guten Durchmischung der Bevölkerung bei, die trotz der Nähe zu Zürich aktiv am Dorfleben teilnehme. Gelegenheiten dazu



Gemeindepräsident Ullmann.



Mit Ausgeglichenheit an die Spitze: das zürcherische Zollikon.

gibt es unter anderem an der Chilbi, in Sportvereinen, an der Gewerbeausstellung oder am samstäglichen Markt.

Verbesserungspotenzial ist noch bei der Versorgung und der Sicherheit erkennbar. Als Gemeinde mit vielen wohlhabenden Bürgern sieht sich Zollikon mit einer Häufung von Einbrüchen konfrontiert. Zudem fahren täglich im Durchschnitt 15 000 Autos auf der See- und 25 000 auf der Forchstrasse durch das Dorf. Da sind rein von der Wahrscheinlichkeit her Unfälle unvermeidbar, was sich negativ auf den Sicherheitsaspekt auswirkt. Dem Einbrecherproblem wurde mit erhöhter Präsenz der Gemeindepolizei in Zusammenarbeit mit der Kantonspolizei und mit verstärkter Beratung der Bürgerinnen und Bürger begegnet. «Hier haben wir eine spürbare Verbesserung erreicht», fasst Ullmann die Bemühungen zusammen.

Die Lösung des Verkehrsproblems ist hingegen ein längerfristiges Projekt, an dem der Gemeinderat zusammen mit Stadt und Kanton Zürich arbeitet. «Wir müssen dafür sorgen, dass Zollikon nicht im Verkehr ertrinkt», gibt sich Ullmann kämpferisch. Da drückt dann doch der Grünliberale in ihm durch. Sascha Ullmann ist der erste Gemeindepräsident der noch jungen Partei in der FDP-Hochburg. Dabei ist er der Schwiegersohn von alt Nationalrat Ulrich Bremi, einem ehemaligen

Schwergewicht der Freisinnigen, mit dem er im gleichen Haus wohnt und einen regen Austausch pflegt. «Früher war ich auch Mitglied der FDP, aber die Partei vernachlässigte für meinen Geschmack mehr und mehr die Umweltthemen, weshalb ich austrat und mich vor rund zehn Jahren den Grünliberalen anschloss», begründet Ullmann seinen Wechsel.

Die allgemeine Diskussion in der Gemeinde wird gegenwärtig geprägt durch das Schwimmbad Fohrbach, das schon bessere Zeiten gesehen hat und seit längerem defizitär ist. Bei der rund 50-jährigen Anlage mit Innen- und Aussenbereich, die sich bei Einheimischen und auch Auswärtigen grosser Beliebtheit erfreut, muss bis spätestens 2021 etwas passieren. In Frage kommt alles: Schliessung und Abbruch, Sanierung oder Neubau.

Ein breitabgestützter Verein setzt sich für den Erhalt ein, aber es gibt auch andere Stimmen in der Gemeinde. Denn eine Sanierung kostet rund 35 Millionen Franken, ein Neubau etwa 63 Millionen Franken. Das sind Beträge, die auch in Zollikon nicht einfach so in der Portokasse liegen, sondern bei der Bank aufgenommen werden müssen. Ullmann will sorgfältig abklären, wie es weitergehen soll, und bei einer der nächsten Gemeindeversammlungen einen Planungskredit beantragen. «Das Fohrbach ist zwar ein Aushängeschild, aber wir müssen auch die Finanzen im Auge behalten», sagt er – ganz in freisinniger Manier.



Tamaras Welt

## Ist es Männerhass?

Verzückt von ihren Ressentiments gegenüber Männern, übersehen einige Frauen, dass sie ein Klima der Spaltung herbeiführen.

Von Tamara Wernli

Voraus schicken möchte ich ein Zitat des deutschen Journalisten Gabor Steingart, der neulich empfahl, man solle sich über Dinge nicht ärgern, sondern «nur wundern». Das war zwar zum Thema Politik, ich halte es aber allgemein für einen sinnvollen Rat.

Und so habe ich mich gewundert über einen Tweet, der vergangene Woche die Runde machte: «Nein danke, es geht zu sagen zu einem weissen Mann mittleren Alters, der mir im Flugzeug anbot – und anfang –, meinen Koffer für mich aus dem Gepäckfach zu nehmen, war ein schnell berechneter Akt des Widerstandes.» Ja, es empfiehlt sich zweimaliges Lesen. Verfasserin ist eine Caroline Rothstein aus New York, in ihrem Profil beschreibt sie sich als Autorin, Poetin, Educator – Pronomen: she/her. Das mit der Pronomen-Angabe ist unter sogenannten «progressiven» Menschen im Trend, muss man wissen.

Wo fangen wir an? Das Angebot eines Mannes ablehnen, der mit dem Koffer helfen möchte, und das stolz als Zeichen von Empowerment und «Widerstand» bei Twitter kundtun, mit dem Hinweis auf seine weisse Hautfarbe – es ist wirklich unverständlich, warum radikalen Feministen so viel Ablehnung entgegenschlägt.

Es kommt noch besser. Einige User – aus unseren Breitengraden – sprachen bei dem Mann, der sich zu dem Vergehen Hilfsbereitschaft hinreissen hat lassen, von Übergriffigkeit. «Anbieten ist nett. Aber das gleich machen, ohne eine Antwort abzuwarten? Das ist übergriffig.» Oder: «Er hat ungefragt mit der «Ausführung» begonnen, da würde ich auch allergisch reagieren.» Das Faible für Skandalisierung ist bezeichnend für heutige Empfindsamkeiten, wo der Status einer Person steigt mit der echten oder angeblichen Diskriminierung, die sie vor-

weisen (oder auch nur andeuten) kann. Man könnte meinen, der Mann habe die Frau sexuell belästigen wollen. Die Rhetorik wäre dieselbe. Dabei hat er wohl einfach unbewusst seine Hand an den Koffer gelegt, ohne die Millisekunde ihrer Antwort abzuwarten. Die meisten Menschen helfen Fremden spontan. Deswegen «allergisch» reagieren? Reicht diesen Leuten mal bitte jemand Baldriantropfen.

Was ist eigentlich los mit den Frauen? Will man sich auf die Art in Szene setzen? Ist es Männerhass? Angeblich geht es um Gleichberechtigung, unter dem Deckmantel der Selbstbestimmung aber schlummert bei einigen die pure Feindseligkeit. Und sie ist grotesk. Seit wann wird Hilfsbereitschaft nicht einfach mehr als das wahrgenommen, was sie ist: als Zeichen von Menschlichkeit und Entgegenkommen? Warum kriegt Applaus, wer sich öffentlich von Höflichkeit distanziert und mit seiner Ablehnung gegen Männer prahlt? Rothsteins Tweet, der wie eine Kombination aus Rache und Selbstbefriedigung daherkommt, hat 3300 Likes. Dies ist auch keine Ausnahmeerscheinung; auf Frauen, die ihre Ressentiments gegenüber Männern in Kommentaren oder Artikeln ausdrücken, trifft man praktisch jeden Tag.

Männerhass sei weit verbreitet, schrieb der kanadische Soziologieprofessor Anthony Synnott 2010 auf der Website von *Psychology Today*. Misandrie sei teilweise eine Reaktion auf Frauenfeindlichkeit und auf die reelle oder vermeintliche Unterdrückung von Frauen. Während man den Feminismus aber nicht kritisieren dürfe, gebe es viele Feministen, die Männer auf sexistische Weise kritisieren. Synnott nennt Beispiele von prominenten Feministinnen, die Männer als «Feinde» be-

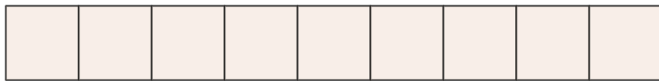
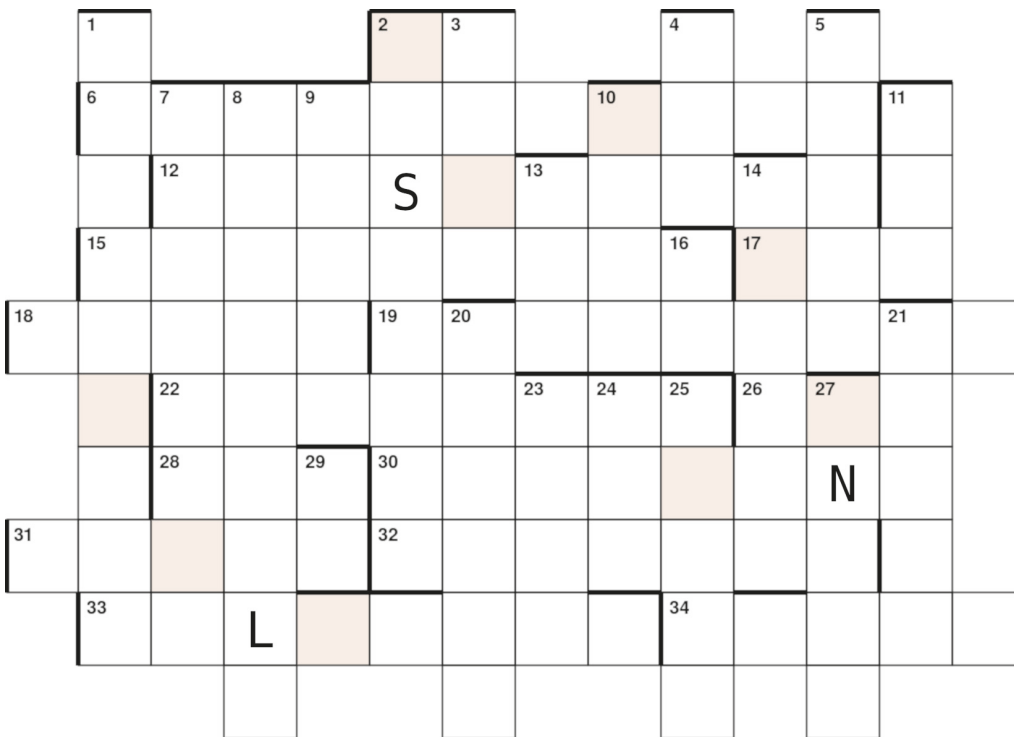
zeichnen (Marilyn French) oder als «das Todesgeschlecht» (Rosalind Miles). Bei uns trendete vor einiger Zeit der Hashtag #MenAreTrash. Die verstorbene britische Literaturnobelpreisträgerin Doris Lessing sagte schon 2001: «Ich bin zunehmend schockiert über die gedankenlose Abwertung von Männern, die so sehr Teil unserer Kultur geworden ist, dass sie kaum noch wahrgenommen wird.» Und: «Die dümmsten, ungebildetsten und scheusslichsten Frauen können die herzlichsten, freundlichsten und intelligentesten Männer kritisieren, und niemand sagt etwas dagegen.»

Eigentlich könnte es uns ja egal sein, wenn dieser Typ Frau mit seiner verzerrten Auslegung von Emanzipation konsensuelle Gebote des Anstands und der guten Erziehung in etwas Ablehnendes und Verwerfliches dreht. Das Problem ist, dass dieser lachhafte Protest – auch wenn es einige nicht wahrhaben wollen – einen Impact auf das Verhalten von Männern hat. Ich weiss von vielen anständigen Typen, die heute wegen genau solcher Vorkommnisse zögern, einer Frau zu helfen (aufdringlich!), ihnen etwas zu erklären (Mansplaining!), die sich Komplimente, Galanterie oder spontane Gesten wie auf den Arm tippen (sexuelle Belästigung!) abgewöhnt haben, weil sie sich nicht in unnötige Scherereien verwickeln lassen möchten.

Wenn wir an dem Punkt angelangt sind, wo Männer es sich zweimal überlegen, ob sie einer Frau gegenüber hilfsbereit sein sollen oder eher nicht, da es falsch verstanden werden könnte, hat der Feminismus ansehnlichen Schaden angerichtet. Da geht es dann auch nicht mehr um die Rechte der Frau – sondern um Dominanz, um ein Wir-gegen-sie-Denken, gefördert wird ein Klima der Spaltung zwischen den Geschlechtern.

Vor allem aber leiden dann Frauen wie ich und viele meiner Schwestern im Geiste, die wir Galanterie schätzen – wenn uns aus Angst vor Ärger kein Mann mehr anbietet, den schweren Koffer aus dem Gepäckfach zu hieven.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.  
Aktuelles Video auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)



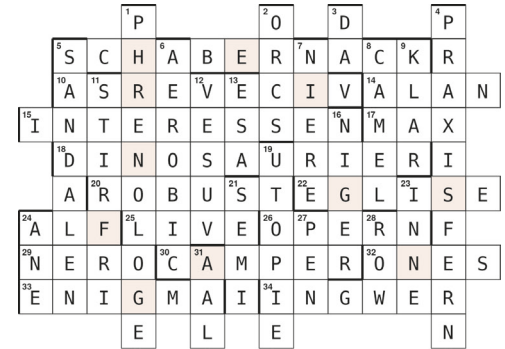
**Lösungswort** — Das Prunkstück in der Sammlung des Philatelisten  
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **2** Mit dem Black Planet Award «ausgezeichnetes» Londoner Schwarzgoldunternehmen. **6** Für Luftsprünge bekannte und danach benannte bambini wie Bambi. **12** Beachtliches Feinkostgewölbe in Neopren wird von bösen Zungen so betitelt. **15** Bei diesem legendären Musikfest steckte so manch ein Hippie im Schlamm fest. **17** The square root of four times five squared. **18** Liegt irgendwo links von rechts und rechts von links. **19** Dort werden die namensgebenden Blutsauger allenfalls indirekt in Form alter Kleidung feilgeboten. **22** Wird – einladend, aber verfänglich klebrig – für Hacker und Cracker ausgelegt. **26** Angenehm mild, doch dafür gibt's gemäss TANSTAAFL leider nix. **28** Eine Nulllinie darauf verzeichnet einen schlechten Krankheitsverlauf. **30** Beschreibt sarcasm, Fratze mit curled lip und zuletzt Gollums Schatz. **31** Z.B. Stuck oder (schmückt) Schmuck. **32** Erster Schritt im Divide-et-impera-Verfahren, macht aus Urinstinkt Pipi betreffende Feststellung. **33** Von Belang und am Wortausgang im Westen der Sonnenaufgang. **34** Die Begrüssung hat immer ein Echo.

**Senkrecht** — **1** Ganzjährig im Spülkasten oder sommerlich im Freibad zu finden. **2** Vampirevent, charakterisiert Gemüse à la Nouvelle Cuisine. **3** Stellt häufig zu und geht gelegentlich ab. **4** Im Ortsteil der Adr. zu verorten. **5** Verlässt den Entzündungsherd, sitzt erweitert hierin und auf dem Pferd. **7** Die Schlange an der Stange markiert diese Drogenabgabestelle. **8** Hält oder legt Ablauf fest, zuerst erst. **9** Was, silbrig, sprichwörtlich zum goldenen Schweigen passt. **10** Der persönliche Stellvertreter im Feuchttthermometer. **11** Ein freundlicher gehört überzeitlich zum guten. **13** Das englische ju zum freudigen hoo. **14** Сталин, der stählerne Diktator. **16** Quadriert hat's davon schweizweit 41285. **20** Konstruktionswerkzeug: Dient nicht allein zur Konstruktion von allein. **21** Findet bei der Leichtathletik, bei der Wahrsagerei und in der Disco Verwendung. **23** Qualvoll und hinterm Klo in Kärnten. **24** Chemischer Wasserhasser, benötigt Emulgator zur Annäherung daran. **25** Ist in Geschichten oft zum Berserten voll mit Wunder, im wahren Leben jedoch meist nur mit Plunder. **27** Summe sowie sum dreier solcher ist im Dreieck 180 Grad. **29** Kennzeichnet Grischuner Kennzeichen.

I=J=Y © Andri Martinelli – RätselFactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 629



**Waagrecht** — **5** (SCHABE)RNACK **10** AS-REVECIV: umgekehrt «vice versa», was «umgekehrt genauso» bedeutet. **14** ALAN: Turing und gewendet Nala **15** (INTER) (ESSEN): inter = zwischen **17** MAX **18** DINOSAURIER **20** R(OBUS)T **22** (EGLIS)E: arm wie eine Kirchenmaus **24** ALF **25** (Hsi) LIVE(d): von hinten «evil» (devilish) **26** OPERN: Anagramm von «Poren» **29** NERO: ital. schwarz **30** CAMPER **32** ONES **33** ENIGMA (Schlüsselmaschine) **34** ING(WER)

**Senkrecht** — **1** PHRENOLOGE **2** ORCS: wahrscheinlich von lat. «Orcus» (Unterwelt) **3** DA(bei): russ. ja **4** PRAXISFERN **5** (SAND)ALEN **6** AEROBIC **7** NIERE **8** CAMEL **9** (Ei)KLAR **11** STIRFRI: wird hierzulande oft als «störfrei» ausgesprochen. **12** VESUV **13** ESA **16** NIGER **19** UTOPIE: von griech. ou = nicht und topos = Ort **21** SEMI(nar): macht Kolon zu Semikolon. **23** (Dr)INNE(n) und innehalten **24** ANE: franz. Esel **27** PEN: engl. Stift od. Pferch **28** ROW, row, row your boat (Kinderlied) **31** AAL in «Saal»

**Lösungswort** — **HERINGSFANG**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



**4X4**   
**for free**

\*Tarraco Style 2.0 TDI, 150 PS, 7-Gang-DSG, 4Drive, 5-Türer, Barkaufpreis Fr. 43'200.-, abzüglich Fr. 1'000.- Advantage Prämie, abzüglich 4x4 for free-Prämie Fr. 2'050.- = Nettopreis Fr. 40'150.-. Empfohlener Verkaufspreis inkl. MwSt. (unverbindliche Preisempfehlung des Importeurs AMAG Import AG). Normverbrauch gesamt 5.6l/100km, 146g CO<sub>2</sub>/km (137g Ø Neuwagen), 24g CO<sub>2</sub>/km Energie Bereitstel., Energieeffizienzklasse: D. Angebot gültig bis 31.10.2019.

# Der neue **SEAT Tarraco**

jetzt mit  
**4x4 gratis.**

  
**SEAT**